

Ueli Maurer, Taylor Swift, Roman Josi, Martin Luther

# DIE WELTWOCHEN

Nummer 17 – 28. April 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Luxus-Asyl**  
Zollikon räumt  
Altersheim für Migranten



## Freude

Anatomie eines Lebensgefühls





# PATEK PHILIPPE

## GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten  
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz  
finden Sie auf [patek.com](http://patek.com)

### Ascona

Doris Herschmann,  
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

### Basel

Gübelin AG, Freie Strasse 27  
Seiler, Gerbergasse 89

### Bern

Zigerli & Iff AG, Spitalgasse 14

### Davos Platz

Chronometrie Stäuble, Promenade 71

### Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

### Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,  
Höheweg 56

### Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

### Lugano

Gübelin AG, Via Nassa 7  
Mersmann SA, Via Nassa 5  
Somazzi SA, Via Nassa 36

### Luzern

Gübelin AG, Schwanenplatz

### St. Moritz

Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

### Vaduz/FL

Huber im Weissen Würfel

### Zermatt

Haute Horlogerie Schindler SA,  
Bahnhofstrasse 15

### Zug

Lohri, Neugasse 9

### Zürich

Patek Philippe Boutique at Beyer,  
Bahnhofstrasse 31

Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36





Eine Patek Philippe gehört einem  
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,  
aber eigentlich bewahrt man  
sie schon für die nächste Generation.



Jahreskalender Ref. 5205G





Wegen grosser Nachfrage neu auch am 1. bis 3. Juli 2016

## Exklusives Kultur-Wochenende im Bergell

# Bellini, Segantini, Giacometti

Das Bergell im Kanton Graubünden zählt zu den schönsten Flecken der Schweiz. Weltberühmt wurde es durch den Maler Giovanni Segantini und die Künstlerfamilie Giacometti. Auf den Spuren der grossen Künstler geniessen Sie die Bellini-Oper «Bianca e Fernando» im ehrwürdigen «Maloja Palace».

Im malerischen Maloja wirkte Giovanni Segantini von 1894 bis zu seinem Tod im Jahr 1899. Auf unserer Tour besuchen wir sein damaliges Wohnhaus sowie sein Atelier, einen spektakulären hölzernen Rundbau, der von ihm selbst als Modell des Engadiner Pavillons für die Weltausstellung in Paris von 1900 entworfen wurde. Nächste Station ist Stampa, die Heimat der Künstlerfamilie Giacometti. Unser Interesse gilt der neuen Ausstellung «Alberto Giacometti. A casa», die aus Anlass des 50. Todestages des weltberühmten Künstlers Skulpturen, Gemälde, Zeichnungen und Fotografien präsentiert, die in Stampa und Maloja entstanden sind.

In Harmonie mit der Aura des Ortes logieren Sie im 4-Stern-Hotel «Maloja Palace». Im Gästebuch des Grande Hotel von 1882 finden sich die Unterschriften von Aristokraten wie Sir Arthur Conan Doyle, Graf Ferdinand von Zeppelin oder Lady Mac Namara. Am Samstagabend sind Sie eingeladen zur Dornier der Schweizer Erstaufführung

von Vincenzo Bellinis Oper «Bianca e Fernando» und zum anschl. Galadinner mit allen Künstlern und exkl. Gesangseinlagen der Solisten.

#### Programm:

- Individuelle An- und Abreise

#### Freitag, 1. Juli:

- Abendessen individuell und Übernachtung im Hotel «Maloja Palace»

#### Samstag, 2. Juli:

- Spaziergang zum Atelier und Wohnhaus Segantinis, fachkundige Führung, anschliessend Busfahrt nach Stampa
- Besuch des Ciäsa Granda und Führung durch die Ausstellung «Alberto Giacometti. A casa»
- Busfahrt nach Vicosoprano und Mittagessen im Restaurant «Corona», anschliessend Rückfahrt
- Champagner-Apéro und persönliche Einführung in die Bellini-Oper durch den Regisseur und den musikalischen Leiter
- Ab 18.00 Uhr: Oper «Bianca e Fernando in zwei Akten, anschliessend Galadinner

### Platin-Club-Spezialangebot

#### Weltwoche-Spezialangebot:

#### Exklusives Kultur-Wochenende im Bergell

#### Sonderpreise:

- Fr. 720.- (statt Fr. 950.-) pro Person und DZ Junior-Suite: 36 m<sup>2</sup>
- Zuschlag Einzelzimmer: Fr. 80.-
- Zuschlag Standard-Apartment, ca. 44 m<sup>2</sup>: Fr. 110.-
- Zuschlag Deluxe-Apartment, ca. 55 m<sup>2</sup>: Fr. 125.-

#### Leistungen:

- Operndornier, Plätze 1. Kategorie inkl. Dinner
- 2 Übernachtungen im Hotel «Maloja Palace» inkl. Frühstück
- Eintritt Segantini- und Giacometti-Museen, Führung, Mittagessen (ohne Getränke) und Bustransfers
- Champagner-Apéro und Galadinner (trockenes Gedeck)
- Bregaglia-Card mit 10 Gutscheinen für Eintritte in verschiedene Museen von St. Moritz bis Chiavenna

#### Buchung:

Telefonisch unter 079 431 32 52 oder per Mail an [m.grossmann@opera-stmoritz.ch](mailto:m.grossmann@opera-stmoritz.ch). Bitte Stichwort «Platin-Club» angeben.

#### Veranstalter:

Opera St. Moritz AG, [www.opera-stmoritz.ch](http://www.opera-stmoritz.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





Im letzten Jahr haben ihn viele Medien bereits totgeschrieben. SVP-Bundesrat Ueli Maurer hat in seiner langen Karriere oft untendurch müssen, zum Beispiel nach der Abstimmungs Niederlage zum Kauf des neuen Kampfflugzeugs



**Grosse Unbekümmertheit:** Finanzminister Maurer.

Gripen. Mit grosser Unbekümmertheit steckte er alles weg. Als Finanzminister blüht er jetzt richtig auf. Maurer hat Grosses vor: In den letzten Jahren habe das Finanzdepartement unter dem Druck der Ereignisse überreguliert. Man habe Sachen gemacht, die in dem Ausmass nicht nötig gewesen seien. Dies verursache in der Steuerverwaltung einen grossen Mehraufwand. Jetzt, wo der Druck weg sei, müsse man einen Schritt zurückgehen, so Maurer. **Seite 30**

Eigentlich war Eveline Widmer-Schlumpf gesetzt – die damalige SVP-Regierungsrätin galt als sichere Nachfolgerin des Bündner Ständerats Christoffel Brändli (SVP). Seit mindestens siebzig Jahren hatten sich die CVP und die Demokraten (später SVP) die Ständesstimme im Stöckli in einer Art Erbmonarchie geteilt. Die FDP hatte nichts zu melden. Dann erlag Widmer-Schlumpf der Verlockung des Bundesratssitzes. Der Bündner Freisinn ergriff die historische Chance und schickte 2011 mit Regierungsrat Martin Schmid seinen fähigsten Mann ins Rennen um die Brändli-Nachfolge. Schmid wurde bravourös gewählt. In Bern gilt der diskrete Mann aus Splügen mittlerweile als einer der einflussreichsten Strippenzieher. Das Licht der Öffentlichkeit scheut er allerdings – die Anfrage für ein Porträt in der *Weltwoche* wies er höflich, aber bestimmt zurück. Wirtschaftsredak-

tor Florian Schwab machte sich auf die Spuren des Ausnahmepolitikers. In Gesprächen mit Freund und Feind von Martin Schmid rekonstruierte er das Profil eines Mannes, den viele gerne im Bundesrat sähen. **Seite 40**

Der Fall hat es in sich: Am Donnerstag letzter Woche musste ein mittlerweile freigestellter Abteilungsleiter des Luzerner Migrationsamts vor dem Bezirksgericht erscheinen. Die Staatsanwaltschaft wirft ihm ausgerechnet Verstösse gegen das Ausländergesetz vor, hinzu kämen illegaler Waffenbesitz und die rechtswidrige Einführung grosser Mengen von Arzneimitteln. Inlandchef Philipp Gut hat den Prozess besucht. Er traf einen unscheinbaren Angeklagten, der sich vollständig ahnungslos gab. Er will nichts davon gewusst haben, dass seine chinesische Freundin, die offiziell als Touristin in der Schweiz weilte, einen Escortservice aufbaute. Dabei benutzte sie auch das Telefon des Beamten. Der verheiratete Migrationsfachmann hatte überdies versucht, seine Geliebte per Familiennachzug ins Land zu holen. **Seite 34**

Es gibt zwei Gründe, weshalb die Briten auch ausserhalb der EU überleben werden: ihr fester Glaube, einmal einen Jackpot zu gewinnen – was man an ihrer Wett- und Spielsucht erkennt –, und eine Geschäftstüchtigkeit von beinahe amerikanischer Qualität. Die erlebte Wolfgang Koydl bei seinem Besuch in Jaywick, der ärmsten Stadt des Königreichs. Dort wurde er bedrängt, eines der zum Verkauf stehenden Häuser zu kaufen, für rund 180 000 Franken. «Wozu?», wollte er wissen. Er werde nicht hierherzügeln. Nein, aber er könne diese Baracken an die Stadtverwaltung vermieten, die dann Obdachlose darin unterbringe und die Miete bezahle: sicher, regelmässig, zuverlässig. **Seite 48**

*Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch  
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** www.weltwoche.ch  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo  
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch  
**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgele, Franziska K. Müller, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Bildredaktion:** Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Anton Beck (*Assistent*)  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay  
**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempster, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Brita Vassalli  
**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch  
**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Aextra  
**Tarife und Buchungen:** info@adextra.ch  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit [www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch) die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch)



# Indien – auf dem heiligen Fluss

mit der frisch renovierten RV Bengal Ganges ☀️☀️☀️



Varanasi

Es het solangs het  
**Rabatt\***  
bis Fr. 500.-

\*Abhängig von Auslastung,  
Saison, Wechselkurs

## Kalkutta–Varanasi–Delhi

**15 Tage ab 5890.-** (Rabatt Fr. 500.- abgezogen, Hauptdeck, Vollpension, Flug, Ausflüge)

**1. Tag Zürich–Dubai–Kalkutta** Individuelle Anreise zum Flughafen. Am Nachmittag Flug mit Emirates (A380) via Dubai nach Kalkutta. **2. Tag Kalkutta–Kalna** Ankunft am Morgen. Transfer zum Schiff, Einschiffung, Mittagessen. Stadtrundfahrt. Abendessen und Start zur ersten Etappe. **3. Tag Kalna–Matiari** Rikschafahrt zum Rajbari Tempelkomplex, bestehend aus 108 Shiva-Tempeln. **4. Tag Matiari–Murshidabad** Besuch des Dorfes Matiari. Schifffahrt vorbei an Plassey. **5. Tag Murshidabad–Jangipur** Besichtigung Hazarduari Palace. Besuch der Kara Moschee. **6. Tag Jangipur–Rajmahal** Passage der Schleuse Fakkara. In Rajmahal Besichtigungen. **7. Tag Rajmahal–Manihari** Gemütliche Schifffahrt durch die Heimat vieler Vogelarten. **8. Tag Manihari–Bateswarsthan–Bhagalpur** Besuch Ruinen der Vikramshila Universität. Fahrt durch das speziell zum Schutz des Ganges Delphins erschaffene Vikramshila Reservat. **9. Tag Bhagalpur–Sultanganj** Schifffahrt vorbei an zwei markanten Granitfelsen. Tempelbesichtigung. **10. Tag Sultanganj–Munger** Letzte Schifffahrtsetappe nach Munger. Besuch Bihar Yogaschule. **11. Tag Munger–Bodhgaya** Ausschiffung, Transfer zur Ruinenstadt Nalanda. In Bodhgaya Besuch Mahabodhi Tempel. Hotelübernachtung. **12. Tag Bodhgaya–Varanasi** Am Abend in Varanasi «Aarti-Zeremonie». Hotelübernachtung.

2-Bettkabine Haupt- und Oberdeck



**13. Tag Varanasi–Delhi** Bootsfahrt (fak. ca. \$ 20 p.P.). Ruinen und Museum Sarnath. Flug nach Delhi. Hotelübernachtung. **14. Tag Delhi** Stadtrundfahrt, Zeit zur freien Verfügung, Hotelübernachtung. **15. Tag Delhi–Dubai–Zürich** Rückflug via Dubai nach Zürich. Individuelle Heimreise.

*Programmänderungen vorbehalten.*

**Delhi–Varanasi–Kalkutta (downstream)**

Gleiches Programm in umgekehrter Reihenfolge.

### RV Bengal Ganges\*\*\*\*

Das frisch renovierte Schiff bietet Platz für 56 Passagiere. Mit Hartholz ausgestattet, edlen Möbeln und landestypischen Bildern bestückt, erwartet Sie eine einzigartige Atmosphäre. Die grosszügigen Kabinen sind mit DU/WC, Föhn, Safe und Klimaanlage ausgestattet. In der Lounge mit Bar finden Vorträge und Zusammenkünfte statt. Vorzügliche Mahlzeiten werden im eleganten Restaurant serviert. Im neu renovierten Spa werden verschiedene Massagen angeboten. Zur Bordausstattung gehören komfortable Deckstühle vor den Kabinen und dem überdachten Sonnendeck sowie eine kleine Boutique. **Nichtraucherschiff** (im Aussbereich darf geraucht werden).

RV Bengal Ganges\*\*\*\*



- Lebendiges, unberührtes Indien
- Schönes Schiff im Kolonialstil
- Ursprüngliches Varanasi
- Deutschsprechende lokale Reiseleitung

### Reisedaten 2016/2017 Es het solangs het Rabatt

**Kalkutta–Varanasi–Delhi (upstream)**

28.10.–11.11.16 **500** 20.01.–03.02.17 **500**  
mit Verlängerung bis 15.11.16 mit Verlängerung bis 07.02.17

**Delhi–Varanasi–Kalkutta (downstream)**

02.11.–16.11.16 **500** 25.01.–08.02.17 **500**  
mit Vorprogramm ab 29.10.16 mit Vorprogramm ab 21.01.17

### Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt in der gebuchten Kategorie mit Vollpension
- Flüge mit Emirates Zürich–Dubai–Kalkutta und Delhi–Dubai–Zürich oder v.v. in U-Klasse, inkl. Flughafentaxen
- Inlandflug inkl. Flughafentaxen
- Alle Transfers/Ausflüge gemäss Programm
- 4 Hotelübernachtungen mit Vollpension
- Lokale deutschsprechende Reiseleitung
- Reisebegleitung ab/bis Schweiz



**Nicht inbegriffen:** An-/Rückreise bis/ab Flughafen Zürich, Trinkgelder, Getränke, Ausgaben des persönlichen Bedarfs, fak. Bootsausflug in Varanasi (US\$ ca. 20 p.P.), Visakosten Fr. 170.–, lokale Flughafentaxen, Versicherungen (wir empfehlen eine Jahresversicherung von Allianz Global Assistance), Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.– pro Auftrag (entfällt bei Buchung über [www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch))

### Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck	6390
2-Bettkabine Oberdeck Mitte	6790
2-Bettkabine Superior Oberdeck hinten	7290
2-Bettkabine Oberdeck vorn	7290
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	1190
Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck Mitte	1190
Zuschlag Business-Class	auf Anfrage

**Verlängerungsprogramm Agra und Taj Mahal auf Anfrage. Verlangen Sie unseren Prospekt.**

Online buchen und sparen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Verlangen Sie Karin Meier oder Sabrina Ricklin  
Gratis-Nr. 0800 626 550



**Thurgau Travel** ✨

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden  
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)



# Schmollwinkel

**Bundesrätin Sommaruga inszeniert sich als Opfer. Die SP schleicht beleidigt ab. Was ist los in Bern?**

Von Roger Köppel

Erstaunliches spielt sich ab im Bundeshaus. Letzten Dienstag halte ich als offizieller Sprecher einer unterlegenen Minderheit eine kritische Rede gegen die Politik von Bundesrätin Sommaruga. Dass ich aus weltanschaulichen Gründen nicht gerade der grösste Fan der SP-Asylministerin bin, dürfte sich inzwischen herumgesprochen haben. Trotzdem bin ich mehr als erstaunt, dass die Bundesrätin empört den Saal verlässt, als ich ihr vorwerfe, sie würde im Asylbereich statt von «Enteignungen» lieber von «Plangenehmigungsverfahren» reden. Das ist doch nur die Wahrheit. Warum sie ausgerechnet bei diesen Worten aufsteht, will sie mir auch auf Nachfrage nicht erklären.

Interessanterweise schleicht die Bundesrätin nicht alleine ab. Die ganze SP-Fraktion folgt ihr schmollend und murrend. Fraktionschef Nordmann scheucht die etwas müde und unmotiviert wirkenden Genossen mit rudernden Armen von den Bänken. Ich bin enttäuscht. Eigentlich hätte ich mir kritische Gegenfragen gewünscht zu meiner fraglos zutreffenden und begründeten Feststellung, die Ausdehnung der Personenfreizügigkeit auf Kroatien sei ein frivoler Verfassungsbruch. Unter den alten SP-Grössen Hubacher oder Bodenmann wäre die SP sicher nicht geflüchtet. Sie hätten mir die Hammelbeine langgezogen. Was ist bloss mit dieser SP los?

Nach den Debatten erreicht mich eine kühl formulierte, graue, grusslose Notiz von Nationalratspräsidentin Markwalder (FDP). Ich solle am Abend in ihr Büro kommen (Wandelhalle Westseite). Die Berner Linksfreisinnige gehört nicht zu meinen natürlichen Verbündeten im Rat. In der Europapolitik kreisen wir in unterschiedlichen Sonnensystemen. Sie findet, mehr EU sei lebenswichtig für die Schweiz. Ich finde, mehr EU sei tödlich für die Schweiz. Markwalders Aufgebot wird zum Gesprächsstoff bei den Journalisten. Die Medien spekulieren über eine Rüge. Das wäre ja noch schöner. Wir verschieben den Termin, weil ich zurück nach Zürich muss, um zu arbeiten und unter anderem diesen Artikel zu schreiben. Vorwurfsvoll glimmen die Augen meiner Parlamentskollegin.

Bundesrätin Sommarugas Abgang wirkt auf mich entlarvend peinlich. Ist sie hochnäsiger oder dünnhäutig? Die Volkserzieherin



«Frivoler Verfassungsbruch.»

reagiert überempfindlich auf Kritik. Ich vermute, dass sie in ihrem Departement nur von Kopfnickern umgeben ist. Dabei ballen sich auf ihrem Tisch die einschneidenden Themen: Asyl, Masseneinwanderung, bilaterale Verträge mit der EU. An unseren Südgrenzen strömen die illegalen Migranten ein. Europapolitisch ist Sommaruga auf Verschmelzungskurs. Es ist kein Verbrechen, in diesen Fragen anders zu denken als die Departementschefin. Ich frage mich: Wenn Bundesrätin Sommaruga schon bei meiner Rede eingeschneppelt davonläuft, wie will sie in Brüssel jemals hart verhandeln?

Am Abend erfahre ich in der «Tagesschau», dass die Freisinnigen bei der Nationalrats-

präsidentin, die gleichzeitig ihre Fraktionskollegin ist, auf einen Rüffel gegen Köppel dringen. Die Liberalen, die sich nach eigenem Bekunden für die Freiheit engagieren, wollen meine einschränken. Der Reporter vermutet, die ganze Affäre werde auf mich zurückfallen. Welche Affäre? Ich finde es nach wie vor eine Verletzung ihrer amtlichen Pflichten, dass sich die Bundesrätin meiner Kritik durch Davonschleichen entzogen hat. Ich habe Simonetta Sommaruga im letzten Dezember meine Stimme gegeben. Ich hätte sie, das ist bekannt, lieber in einem anderen Departement und einen SVPLer im EJPD gesehen. Aber als ihr Wähler bin ich auch ihr Vorgesetzter. Ist es nicht ein Affront, einfach zu gehen, während der Chef noch redet? Solche Subtilitäten sind in der «Tagesschau» natürlich kein Thema.

Demokratie ist Streit ums beste Argument. In Bern werden nicht alle, aber doch ein paar wichtige Entscheidungen getroffen. Jede Entscheidung ist nur so gut wie die Auseinandersetzung, die ihr vorausgeht. Wo keine Auseinandersetzung stattfindet, endet die Demokratie, und es gibt auch schlechtere, weil einseitigere Entscheidungen. Egal, was man von meinem Auftritt hält, Sommarugas Abgang ist kein gutes Zeichen. Was wollte sie damit überhaupt zum Ausdruck bringen? Dass man Bundesrätinnen nicht mehr kritisieren darf? Dass ich meine Argumente unfreundlich formuliert hätte? Dass es sich nicht lohnt, der unterlegenen Minderheit zuzuhören? Meine Rede war weder besonders scharf noch irgendwie beleidigend. Wenn so etwas schon reicht, um das halbe Parlament in Aufruhr zu versetzen, stimmt etwas nicht mehr.

Man muss präzise bleiben: Nicht ich habe Bundesrätin Sommaruga persönlich angegriffen, vielmehr hat sie mich mit ihrem wohleinstudierten Theater persönlich attackiert. Meine Vorwürfe gehen von nachprüfbareren Fakten aus: dass sich der Bundesrat von der EU erpressen lässt. Dass die Ausdehnung der Personenfreizügigkeit auf Kroatien ein Verfassungsbruch ist. Dass die Justizministerin den Leuten mit ihrem neuen Asylgesetz die Häuser und Wohnungen wegnehmen will, um dort junge Männer aus Gambia, Somalia und Eritrea als Asylanten unterzubringen. Man kann das bejahen oder verneinen. Man kann meine Wertungen falsch oder richtig finden.

Sommarugas wortlos beleidigter Abgang allerdings zielt nicht auf diese Botschaft, er zielt auf den Absender, auf mich. Sie inszeniert sich als Opfer einer Diffamierung, die nicht stattfand, um ihren Kritiker zu diffamieren, dessen Argumente ihr nicht passen. Man möchte den Gegner treffen, ohne über die Sache sprechen zu müssen. Der selbstgewählte Rückzug in den Schmollwinkel bleibt eine beliebte Angriffswaffe von Frauen und von Bundesräten.

Unsere einzige Schwäche: es gibt nur 33 Betten.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.



Sommer der Liebe: Taylor Swift. Seite 64



«Integrationsmaschine»: Boris Zürcher. Seite 44



Asylunterkunft: Altersheim «Am See». Seite 16



Eishockey-Superstar: Roman Josi. Seite 56

## Kommentare & Analysen

- 7 Editorial
- 13 Kommentar Geld und Ungeist
- 13 Im Auge Manuel Benítez, «El Cordobés», Matador
- 14 Nationalrat Grauzone Leben
- 14 Wahlen Österreichs blaues Wunder
- 15 Rohstoffe Wende am Erdölmarkt
- 15 Unfälle Datenlücke
- 16 Asylhotel au Lac  
Betagte Schweizer müssen raus, Asylbewerber kommen rein
- 18 Personenkontrolle Projer, Sommaruga, Leuthard, Darbellay, Pfister, Birrer-Heimo, Hermann etc.
- 19 Nachruf Marlies Schoch
- 20 Melodie des Lebens  
Erst die Freude verleiht dem Glück Substanz
- 22 Anleitung Fünf Formeln zum Glück
- 23 Forschung Glücklich macht nicht das Geld
- 24 Die Deutschen Falscher Fehler
- 24 Wirtschaft Pflicht der Politiker
- 25 Ausland Orbán des Balkans
- 26 Mörgeli Welche Wende dank den Wahlen
- 26 Bodenmann Warum ist die FPÖ stärker als die SVP?
- 27 Medien That's the risk
- 27 Gesellschaft Queen B
- 28 Darf man das? / Leserbrief

## Hintergrund

- 30 Maurer rechnet ab  
Der neue Finanzminister hat Grosses vor
- 34 «Alex» weiss von nichts  
Prozess gegen einen Beamten des Luzerner Migrationsamts
- 36 Asylpolitik Vorteil minderjährig
- 37 Knochenanalyse «Unseriös»
- 38 Giacobbos Tiefschlag  
Das Schweizer Fernsehen beleidigt Präsident Erdogan
- 40 Der Wunsch-Bundesrat  
Martin Schmid (FDP) zählt zu den fähigsten Parlamentariern
- 42 In der Komfortzone  
Der Plan der Aktionäre der Credit Suisse
- 43 Bilanz Kreative Buchhaltung
- 44 Arbeitsmarkt «Das Paradies wird erst 2100 eröffnet»
- 46 Fall Sika Verlust der Unabhängigkeit
- 47 Tschernobyl Studienreise in die Ukraine
- 48 «Ein Hoch auf die Angst»  
Besuch in zwei englischen Städten vor dem EU-Referendum
- 51 Migration Unterwegs auf der Balkanroute
- 52 Hohe Kunst des Etikettenschwindels  
Wie man sich in unruhigen Zeiten besser durchschlägt
- 54 Trumps Ausputzer  
Donald Trumps neue Zauberwaffe: Paul Manafort
- 56 In allem ein bisschen besser  
Roman Josi schreibt in Nashville Eishockey-Geschichte



# WELCOME TO OUR WORLD



## EXOSPACE B55CONNECTED

Breitling erfindet die Smartwatch neu. Eine bahnbrechende Idee für mehr Leistung! Der elektronische Multifunktionschronograf Exospace B55 ist ein Instrument der Zukunft, das neue Maßstäbe in Sachen Komfort, Ergonomie und Effizienz setzt. Das innovative Konzentrat birgt im Titangehäuse ein exklusives SuperQuartz™-Kaliber mit offiziellem Chronometerzertifikat der COSC sowie eine breite Palette neuartiger und für Piloten und aktive Männer massgeschneiderter Funktionen. Herzlich willkommen in der Welt der Präzision, der Topleistungen und der Spitzentechnologie. Herzlich willkommen in der Avantgarde der Instruments for Professionals.

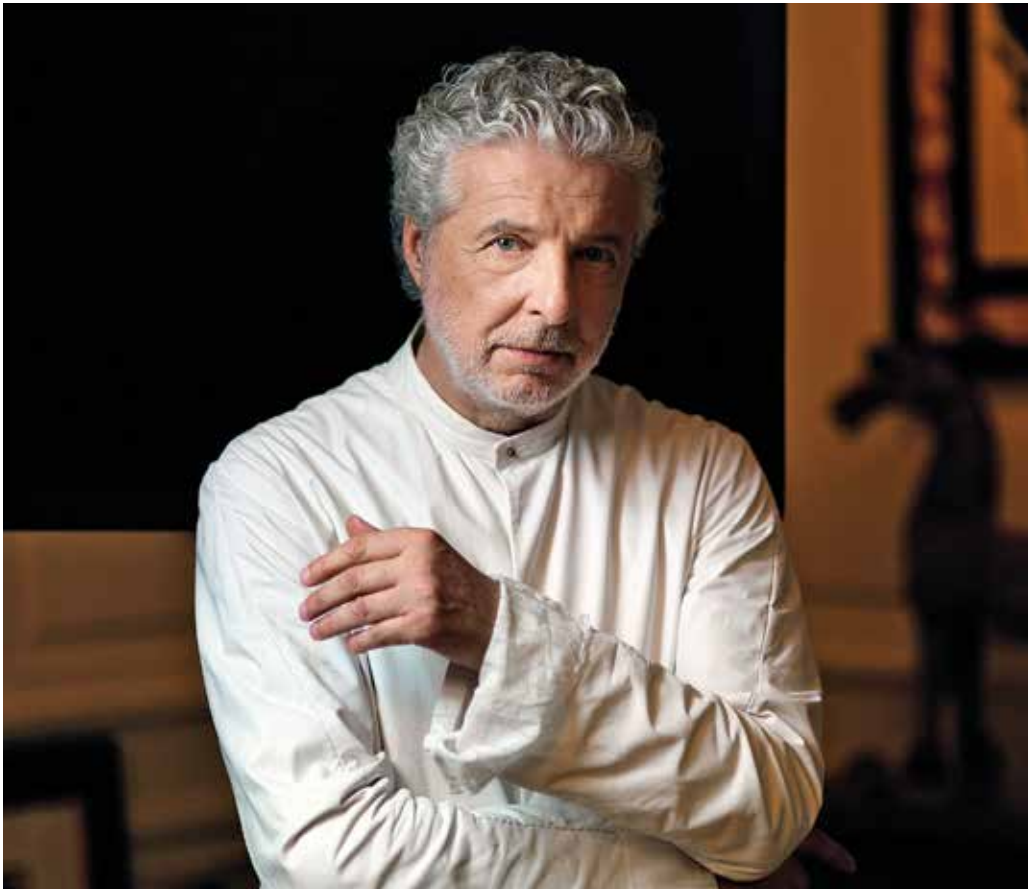
### KURZ

SCHMUCK UND UHREN

Zürich | Bahnhofstrasse 80  
Glatt | Einkaufszentrum



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™



*Abschied von der Boshaftigkeit:* Künstler André Heller. Seite 60

## Interview

### 60 «Meine Privatheiligen»

Multitalent André Heller hat seinen ersten Roman geschrieben. Er spricht über seinen neuen Traumpark in Marrakesch und Glücksgefühle in Nordafrika

## Stil & Kultur

### 58 Ikone der Woche Prince (1958–2016)

### 64 Sommer ohne Taylor

Popstar Taylor Swift und die Liebe

### 66 Gottes Populist

Der deutsche Reformator Martin Luther und das römische Erbe

### 68 Schriften Luther über Juden, Türken und Hexen

### 70 Top 10

### 70 Kino «A Hologram for the King»

### 71 Jazz Christoph Merki Music.01

### 72 Namen Adieu Paris

### 73 Hochzeit Katelynn McFarlan und Paul Hellman

### 73 Thiel Liberalismus

### 74 Wein Kellerei St. Michael-Eppan: Alto Adige Bianco 2011

### 74 Zu Tisch Restaurant «Matsuhisa», München

### 75 Auto Mercedes GLE 450 AMG 4matic Coupé

### 76 MvH trifft Matteo Thun, Architekt und Designer

## Autoren in dieser Ausgabe

### Rolf Degen



Der vielfach ausgezeichnete Wissenschaftsjournalist und Buchautor publiziert zu den Themen Psychologie, Gehirn- und Verhaltensforschung. In dieser Ausgabe plädiert er für das Gefühl der Freude als Garant für Lebensqualität. Seite 20

### Matthias Matussek



Der deutsche Journalist, Publizist und Kisch-Preisträger war lange Kulturchef des *Spiegels* und Kolumnist der *Welt*. In dieser Ausgabe appelliert er an die Kunst des Ettetenschwindels in Zeiten der Finten und des geistigen Bürgerkriegs. Seite 52

## Das Weltwoche-«Taschenheft».

Mit den Weltwoche-Apps für das iPhone oder das Android-Smartphone haben Sie auch unterwegs die Weltwoche immer dabei.



**DIE WELTWOCH**





Ökonomische Öffnung  
ist politischer Zündstoff



Afrika als Chinas  
Wachstumsbarometer



Schuldenberge und  
billiges Geld

## Betrifft Sie das?

Diese globalen Entwicklungen haben eines gemeinsam:  
Sie beeinflussen die Wirtschaft und damit Ihr Vermögen.  
Wie gehen Sie mit Komplexität um?

Als persönliche Berater navigieren wir Sie durch das  
anspruchsvolle Umfeld. Ihre individuellen Ansprüche  
vernetzen wir mit unseren Analysen. Tagtäglich.

Entdecken Sie mehr auf **notenstein-laroche.ch**.  
Gerne beraten wir Sie auch im persönlichen Dialog:  
unter **071 242 50 00** oder am Standort in Ihrer Nähe.



NOTENSTEIN  
LA ROCHE

PRIVATBANK

ST.GALLEN BASEL BERN CHUR GENF LAUSANNE LOCARNO LUGANO  
LUZERN OLTEN SCHAFFHAUSEN WINTERTHUR ZÜRICH

# Die unbequeme Stimme der Vernunft.

Die *Weltwoche* hat sich immer leidenschaftlich für die Schweiz eingesetzt. Dieses Engagement steht hinter dem kritischen, fundierten Qualitätsjournalismus dieser Zeitung. Sie deckt Missstände auf, damit diese behoben werden – ungeachtet von Parteien und Personen. Die *Weltwoche* bemüht sich, eine unbequeme Stimme der Vernunft zu sein. Überzeugen Sie sich selbst.

Probeabo  
10 Ausgaben  
nur Fr. 40.–



**Jetzt bestellen!**

[www.weltwoche.ch/probeabo](http://www.weltwoche.ch/probeabo)

Telefon 043 444 57 01





# Geld und Ungeist

Von Markus Schär — Das Schweizer Fernsehen macht zum Skandal, was den Erfolg der Schweiz begründet: die enge Zusammenarbeit von Wirtschaft und Wissenschaft.



Wertvolle Partner: Campus Biotech in Genf.

**K**aum eine staatliche Intervention habe den Reichtum der Schweiz so gemehrt wie die Gründung der ETH, schrieb der Wirtschaftshistoriker Tobias Straumann in der *Weltwoche*, als das «Poly» 2005 sein 150-jähriges Bestehen feierte: «Ganze Branchen wären ohne sie nie entstanden» – so die Chemie und die Maschinenindustrie. Diese glorreiche Geschichte feierte die Schweiz, gerade weil der Vater der ETH (und von Credit Suisse, Swiss Life, Swiss Re, Gotthardbahn), Alfred Escher, nie Politik, Wirtschaft und Wissenschaft trennte. Das Polytechnikum sollte, mit den besten Akademikern, aber im engen Kontakt mit den Praktikern, die Ingenieure und die Techniker ausbilden, dank denen die Schweizer Unternehmen die Welt eroberten.

## Denunziereifer

Das Erfolgsrezept, also die Zusammenarbeit von Wissenschaft und Wirtschaft, ahmten später andere Hochschulen nach. So die Uni Basel mit ihrem 1971 eröffneten Biozentrum, wo höchst renommierte Professoren wie Werner Arber (Nobelpreis 1978) die Forscher von Ciba-Geigy, Sandoz und Roche heranzogen. Und vor allem die ETH Lausanne (EPFL), die Patrick Aebischer in nur fünfzehn Jahren an die Weltspitze brachte, weil er für Nestlé und Solar Impulse forschte, von Rolex viele Millio-

nen nahm oder für die Genfer Labors von Merck Serono mit dem Geld der Unternehmer Hansjörg Wyss und Ernesto Bertarelli eine zukunftsweisende Lösung suchte – zum Wohl des Arc Lémanique.

Der Generation von heute, die von den Früchten von eineinhalb Jahrhunderten segensreicher Arbeit zehrt, erscheint die Beziehung zwischen Hochschulen und (Markt-)Wirtschaft aber verdächtig: Darf das Geld mitbestimmen, was der Geist erforscht? Die Medien schrien denn auch auf, als die UBS vor drei Jahren dem weltführenden Zürcher Ökonomen Ernst Fehr hundert Millionen Franken für den Aufbau eines Forschungszentrums stiftete. Es brauchte die Debatte, vor allem den Druck, die Verträge offenzulegen. Die wichtigen Fragen sind seither geklärt, vor allem der Grundsatz: «Der Geldgeber darf bei dem nicht mitreden, was in der Forschung herauschaut.»

Es hätte also den Aufwand des mit Zwangsgebühren ausgehaltenen Radios und Fernsehens nicht gebraucht. Ein Jahr lang werteten die Datenjournalisten von SRF – die der Programmauftrag nicht vorsieht – die Interessenbindungen sämtlicher Schweizer Hochschulen aus. Dank einer aufwendigen interaktiven Datenbank wissen wir jetzt zum Beispiel, dass der Neuenburger Ständerat und Universitätsrat Didier Berberat (SP) auch in der Fondation du Centre Ecologique Albert Schweitzer sitzt. Und wir lernten dank der «Rundschau», die stets nach Skandalen giert: «Pharmakonzerne kaufen sich mit geheimen Verträgen für gesponserte Professuren Einfluss an Schweizer Universitäten.» Die Skandalchen: In Basel sass ein Vertreter von Interpharma in der zwölfköpfigen Berufungskommission, auf Wunsch der Uni. An der EPFL redete Merck Serono angeblich bei Publikationen mit – gemäss Hochschule und Unternehmen ein Missverständnis. Und in Bern warb eine Chefärztin, die nichts mit der gesponserten Professur zu tun hat, für ein Produkt von Medtronic (übrigens kein Pharma-, sondern ein Medtech-Konzern).

Der ganze Denunziereifer zeigte vor allem eines: Die Zusammenarbeit von Wirtschaft und Wissenschaft ist – mal abgesehen von der Transparenz, die niemand zu scheuen braucht – sauber geklärt. Der ETH-Rat rühmte denn auch am Montag im Jahresbericht seine Schulen: «Mit ihrem Wissen und ihren exzellenten Forschungsinfrastrukturen sind sie wertvolle Partner vieler Schweizer Unternehmen.» Die Partner sollten sich noch näher kommen.

# Auf einer Papierserviette



Manuel Benítez, «El Cordobés», Matador.

**U**nzählige Liter von Stierblut und auch sein eigenes hat Manuel Benítez, berühmt geworden als «El Cordobés», in der Arena vergossen, aber vor Gericht steht er jetzt wegen einer winzigen, perfiden Speichelprobe, die er auf einer Papierserviette hinterlassen hat. Ein Privatdetektiv hat sie im Auftrag eines Mannes beschafft, der sich Manuel Díaz nennt, genau wie der legendäre Matador, und selber auch als Torero, quasi als Cordobés-Kopie, unterwegs ist. Jugendbilder des Alten zeigen eine verblüffende Ähnlichkeit mit dem Jungen, der diese Woche vor Gericht mit dem DNA-Beweisstück um die Feststellung seiner Identität kämpft. El Cordobés wuchs als Waisenkind und Hühnerdieb in Palma del Río auf. Im Mondlicht schlich er auf Zuchtfarmen und übte mit Jungstieren. Als «Espontáneo», als verwegener Eindringling, sprang er in die Arena Las Ventas in Madrid und brachte es mit seiner Kühnheit zum bestbezahlten Bullfighter seiner Zeit, bekannt für seinen Froschsprung, die Attacke auf den Stier aus der Hocke, ebenso wie für seine Seitensprünge. Seit 1975 ist er mit der Französin Martina Fraysse verheiratet, mit der er fünf Kinder zeugte, hinzu kamen zwei aussereheliche Sprösslinge und als juristischer Nachzügler jetzt wahrscheinlich der auch schon 47 Jahre alte andere Manuel Díaz als Erstgeborener. Die beiden sind sich schon mal auf einer Zugfahrt begegnet, hatten aber nicht den Mut, einander anzusprechen. Ein weiterer angeblicher Sohn wurde zuerst gerichtlich anerkannt, im Berufungsverfahren aber abgewiesen und später von der Polizei in einer Hoteltoilette erschossen.

El Cordobés wurde ein sehr wohlhabender Mann, aber als geborener Fatalist, der lieber mit seinen Kumpeln im Stadtpark von Palma del Río Fussball spielte, überliess er die Aufsicht über seine zwanzig Unternehmen und Stiftungen, hauptsächlich Immobilien und Landgüter, seiner Frau Martina. Sie hat jetzt die Scheidung eingereicht. Dass das bloss eine strategische Trennung ist, um das Erbe zu verbunkern, bestreitet El Cordobés. Am 4. Mai feiert er seinen achtzigsten Geburtstag. *Peter Hartmann*

## Grauzone Leben

Von Peter Keller — Ehemalige Verdingkinder zu entschädigen, ist sachlich falsch.

Sprache kann schonungslos sein. Als «Verdingkinder» bezeichnete man jene Kinder aus verarmten Familien oder Waisenhäusern, die bis über die 1960er Jahre hinaus abgeholt und meist bei Bauern untergebracht wurden. Sie wurden als Mischung aus unmündigem Menschen («Kind») und Sache («Ding») angesehen, und ähnlich herzlos wurde mit ihnen auch vielfach umgesprungen.

Diese Mädchen und Buben konnten sich ihr Schicksal nicht aussuchen. Viele wurden als billige Arbeitskräfte ausgenutzt und nicht selten misshandelt. Es ist gut und richtig, dass dieses düstere Kapitel aufgearbeitet wird. Durch Historiker, dank Zeitzeugen oder mit künstlerischen Mitteln wie dem Film «Der Verdingbub» von Markus Imboden.

Schwieriger wird es, wenn die Aufarbeitung politisiert wird. Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) entschuldigte sich 2013 offiziell bei den Opfern dieser Verdingpraxis. Eine Volksinitiative fordert zudem eine finanzielle Entschädigung der ehemaligen Verdingkinder (Wiedergutmachungsinitiative).

### Kurzsichtiger Moralismus

Was die Bundesrätin macht, ist kurzsichtiger Moralismus. Wer sich für die Kesb von gestern entschuldigt – nichts anderes war das Verdingwesen jener Jahre –, wird sich dereinst auch für die Kesb von heute rechtfertigen müssen. Auch hier wird die staatliche Verfügungsgewalt ausgedehnt in die innerfamiliäre Sphäre. Aber das Leben ist eine Grauzone: Wo muss eine Behörde zum Wohl des Kindes eingreifen, und wann handelt es sich um eine staatliche Anmassung?

Die Massstäbe verschieben sich. Was einmal akzeptiert war, muss nicht für immer so sein – und umgekehrt. Wer in der Politik mit etwas Demut gesegnet ist, weiss, dass er genauso Fehler begeht, wie das unsere Vorfahren getan haben. Die Selbstgerechtigkeit, wie sie Justizministerin Sommaruga praktiziert, ist jedenfalls die falsche Währung im Umgang mit der Vergangenheit. Die finanzielle Wiedergutmachung zugunsten ehemaliger Verdingkinder mag menschlich nachvollziehbar sein – aber wir eröffnen damit eine endlose Kette weiterer Entschädigungsansprüche.

Peter Keller ist SVP-Nationalrat und freier Autor der *Weltwoche*.

## Österreichs blaues Wunder

Von Wolfgang Koydl — Im östlichen Nachbarland beginnt eine neue politische Zeitrechnung: Das alte Zweiparteiensystem von SPÖ und ÖVP implodiert. Es triumphiert die FPÖ.

In Österreichs politischer Farbenlehre gibt es neben den traditionellen sozialdemokratischen Roten und den bürgerlichen Schwarzen noch die Freiheitlichen mit der Erkennungsfarbe Blau. Selten passte diese Couleur so gut, denn die beiden einstigen Volksparteien SPÖ und ÖVP haben soeben ein blaues Wunder erlebt – dank der Blauen. Es war ein politisches Beben, wie es Österreich seit dem Weltkrieg nicht erlebt hat.

Siebzig Jahre lang haben Rote und Schwarze in der Alpenrepublik Regierung, Institutionen und Verbände in einer Art von paritätischem Wohlfahrtsverband einvernehmlich untereinander aufgeteilt. Doch im ersten Durchgang der Bundespräsidentenwahl wurden SPÖ und ÖVP deklassiert: Ihre Kandidaten erzielten jeweils gerade einmal um die 10 Prozent der Stimmen – Lichtjahre entfernt von den 36 Prozent des FPÖ-Bewerbers Norbert Hofer. Er ging mit weitem Abstand als erster durchs Ziel. Seine Chancen stehen ausserordentlich gut, nun auch die Stichwahl gegen den zweitplatzierten Grünen Alexander Van der Bellen am 22. Mai zu gewinnen und als neunter Präsident der Republik in die Wiener Hofburg einzuziehen.

Die Demütigung der Altparteien, die gemeinsam in einer – zunehmend fälschlich «gross» genannten – Koalition regieren, ist



Zeitenwende: FPÖ-Kandidat Hofer.

allerdings schon jetzt perfekt. Ihre Präsidentschaftskandidaten schafften es nicht nur nicht in die Stichwahl. Sie landeten nur auf den letzten Plätzen in einem sechsköpfigen Bewerberfeld, wenn man einmal vom Spasskandidaten Richard Lugner absieht, einem 83-jährigen Bauunternehmer mit einer Vorliebe für junge Playboy-Bunnys.

### Ende der Zweiparteiensysteme

«Abgewirtschaftet» ist ein viel zu schwacher Ausdruck, um den Glaubwürdigkeitsverlust der Bürgerlichen und der Sozialisten bei den Wählern zu beschreiben. «Die Österreicher haben die Nase voll», hatte FPÖ-Chef Heinz-Christian Strache vor einigen Wochen der *Weltwoche* gesagt und hinzugefügt, dass sich die Wähler nicht von der Kehrtwende der Regierung in der Migrantpolitik täuschen lassen würden, als SPÖ-Kanzler Werner Faymann plötzlich von deutscher Willkommenskultur auf eine ungarisch harte Linie umschwenkte und so gleich reihenweise freiheitliche Positionen übernahm. «Es ist eine altbekannte Tatsache», kommentierte Strache entspannt, «dass die Leute lieber zum Schmied als zum Schmiedli gehen.»

Das haben die Wähler jetzt getan, und alles deutet darauf hin, dass es kein einmaliger Vorgang war. Vermutlich würden viele schon jetzt ein neues Parlament wählen wollen und nicht erst 2018 zum regulären Termin. Der Wunsch könnte in Erfüllung gehen, denn die Koalitionspartner klammern sich nur noch mit der Verzweiflung zweier Ertrinkender aneinander. Sie eint nur die Angst vor Neuwahlen, denn die würden ihren Untergang besiegeln.

Nun mischt sich leichte Panik in den Schock über den Erfolg der Freiheitlichen. Denn falls Hofer Bundespräsident wird, müssten sie sich womöglich früher als geplant dem Votum der Wähler stellen: Der FPÖ-Mann hat angekündigt, seine verfassungsmässigen Vollmachten als Staatsoberhaupt voll auszuschöpfen. Dazu gehört die Möglichkeit, eine Regierung zu entlassen und Neuwahlen auszuschreiben.

So oder so: Österreich steht vor einer Zeitenwende. Was sich zwischen Bodensee und Neusiedler See abspielt, ist aber auch ein Signal für Europa, wo ebenfalls neue Parteien bereitstehen, Verantwortung zu übernehmen. 25 Jahre nachdem im Osten des Kontinents die Nachkriegsordnung kollabierte, bröckelt sie nun auch im Westen mit dem Ende der Zweiparteiensysteme. Keinen Moment zu früh.



# Wende am Erdölmarkt

Von Beat Gygi — Wenn Saudi Aramco für private Aktionäre geöffnet wird, darf man vom Erdölmarkt mehr Vernunft erwarten.



Mehr private Verantwortung: Bohrinself.

Die Schweiz ist kein Erdölland, aber die hiesige Industrie spürt gut, wie es der Ölindustrie geht, Aktienkurse gehen mit dem Ölpreis auf und ab. Unternehmen wie ABB und Sulzer sind traditionell zu beträchtlichen Teilen auf die Öl- und Gasindustrie spezialisiert. Sulzer ist praktisch zur Hälfte auf die Ausrüstung der Öl- und Gasbranche mit Pumpen und anderen Anlagen ausgerichtet. ABB ist mit Industrieautomation, Energienetzen und Elektrizitätsanlagen auf Bohrinselfn, in Leitungen und Förderanlagen engagiert.

## Steigender Druck in Europa

Auch wenn die Notierungen in jüngster Zeit etwas gestiegen sind, haben sich Erdölförderer und die ganzen Produktionsketten auf eine lange Flaute eingestellt. Viele zögern Investitionen hinaus oder verkleinern ihre Anlagen und bauen Personal ab. Der bereits stark re-dimensionierte Ausrüster Schlumberger etwa hat jüngst weitere 8000 Stellen abgebaut, da die Ölförderung in Nordamerika für viele unrentabel geworden ist; Dutzende von US-Firmen haben im vergangenen Jahr Konkurs angemeldet.

Der Druck nimmt auch in Europa zu, zumal in der Nordsee die Förderkosten ziemlich hoch sind. In der Branche wird eine Übernahmewelle erwartet, da viele der kleineren

Firmen verschuldet sind, ihre Geschäftspläne in Zeiten der höheren Ölpreise gemacht haben und nun an Atemnot leiden. Für Schweizer Unternehmen, die diesen Sektor beliefern, wird es darauf ankommen, dass sie die Überlebenden dieser Bereinigung als Kunden halten oder gewinnen können, und das dürften nach der Einschätzung von Marktbeobachtern vor allem die grösseren und finanziell soliden Konzerne wie etwa Shell oder Exxon oder auch Private-Equity-Investoren sein. Von staatlichen Erdölunternehmen dagegen wird wenig Initiative erwartet, da diese wegen knapper Staatskassen und bürokratischer Hindernisse zu wenig unternehmerisch auftreten könnten.

## Kontrollierter Riese

Moment – eines gibt es. Das saudi-arabische Regime macht sich daran, den staatlichen Erdölkonzern Saudi Aramco durch einen Börsengang ansatzweise zu privatisieren. Auch wenn wie angetönt bis 2017 oder 2018 nur ein kleiner Teil – vielleicht 1 bis 5 Prozent – der Aktien von Aramco angeboten werden sollte, würde dieses Unternehmen schlagartig der Gigant unter den an der Börse kotierten Ölkonzernen.

Das könnte eine Wende am Ölmarkt bedeuten. Gemeint ist nicht eine kurzfristige Änderung der Fördermengen oder des Erdölpreises, sondern eine allmähliche Stärkung der marktwirtschaftlichen Vernunft. In den vergangenen Jahrzehnten war der Ölmarkt durch staatliche Grosskonstrukte beherrscht. Es sind seit langem politische Gebilde aus Skandinavien, dem Nahen Osten, Südamerika oder Russland, die den Ton angeben, die Mengen untereinander abzusprechen versuchen und die grossen Volumen verschieben. Praktisch an den Rand gedrängt wurden die privaten Erdölkonzerne, die einst in den sechziger und siebziger Jahren als Seven Sisters den Weltmarkt beherrscht hatten.

Die Öffnung des Aramco-Kapitals für private Anleger kann nun aber dazu führen, dass nüchterne Investitionsrechnungen und private Verantwortung im Erdölsektor wieder einen grösseren Stellenwert erhalten. Wenn der Riese Aramco nicht mehr einseitig darauf ausgerichtet ist, Erlöse für die Staatskasse zu generieren, sondern ein Stück weit unter der Kontrolle von privaten Aktionären steht, wird es für ihn schwieriger, zu Niedrigpreisen die Ölmärkte zu überschwemmen.

# Datenlücke

Von Alex Reichmuth — Wie oft ertrinken Ausländer? Dazu gibt es fast keine Zahlen. Angeblich.

Im einem Zürcher Hallenbad schaut seit kurzem ein «Flüchtlingsbademeister» zum Rechten. Zuvor mussten die Betreiber des Bades täglich bis zu sieben Mal Asylbewerber notfallmässig aus dem Wasser holen. Generell scheinen sich Badeunfälle von Asylanten zu häufen. Letztes Jahr etwa kamen ein Tamile und ein Nigerianer in der Limmat und ein Eritreer in der Aare ums Leben. Jedenfalls liess die Schweizerische Lebensrettungs-Gesellschaft (SLRG) im letzten Sommer ihre Baderegeln in Sprachen wie Arabisch und Tigrinya übersetzen – explizit wegen der vielen Asylsuchenden unter den Ertrunkenen.

Die Fragen liegen auf der Hand: Wie viele Asylbewerber sind genau betroffen? Und wie hat sich der Anteil der ausländischen Ertrunkenen in den letzten Jahren entwickelt? Darauf Antworten zu finden, erweist sich aber als überraschend schwierig. Philipp Binaghi, Sprecher der zuständigen SLRG, macht beim ersten Telefonkontakt klar, dass man entsprechende Zahlen erst zusammensuchen müsse. Sowieso seien diese wegen unsicherer Quellen mit Vorsicht zu geniessen. Nach einer Wartezeit von einer vollen Woche kann der Sprecher eine einzige Zahl nennen: Von den fünfzig Ertrunkenen letztes Jahr waren zwanzig Nicht-Schweizer. Zu früheren Jahren soll es keinerlei Daten geben, und über die Zahl der Asylanten unter den Opfern sei ebenfalls nichts bekannt.

## Mehr Daten im zweiten Anlauf

Auf die Hinweise, dass in den Medien schon detaillierte Angaben zu Anzahl und Herkunft ausländischer Badeopfer zu finden waren, sichert Binaghi zu, die Quellen nochmals zu sichten. Und siehe da: Die Nationalitäten der Ausländer, die 2015 ertrunken sind, lassen sich bei der SLRG nun doch ausfindig machen. Betroffen waren vier Deutsche, vier Eritreer, zwei Chinesen, ein Sri Lanker, ein Marokkaner, ein Nigerianer, ein Serbe, ein Spanier, ein Türke, ein Inder und ein Franzose. «Weitere historische Daten habe ich leider nicht zur Verfügung», wehrt Binaghi weitere Nachfragen ab. «Ich hoffe, das hilft Ihnen so weiter.»

Hilft es nicht. Wichtig wäre vor allem zu erfahren, ob sich der Anteil der ertrunkenen Ausländer und Asylanten in den letzten Jahren verändert hat. Aber entsprechende Zahlen wurden offenbar nie erhoben. Oder sie wurden gelöscht. Oder sie sind nicht für die Öffentlichkeit bestimmt – warum auch immer.



*Mehr oder weniger sanfter Druck:* Terrasse des Altersheims in Zollikon, das bald als Asylunterkunft dienen wird.

## Migranten

# Asylhotel au Lac

**Von Christoph Mörgeli — Betagte Schweizer müssen raus, Asylbewerber kommen rein: Das Alters- und Pflegeheim «Am See» in Zollikon wird für 120 Migranten geräumt. Es liegt an prachtvollster Lage direkt am Zürichsee und verfügt über einen Park und Seanstoss.**

Im Jahr 1920 schenkte Major Heinrich Ernst der Gemeinde Zollikon einen stattlichen Teil seines Vermögens und ein Grundstück an der Seestrasse 109 mit der Auflage, ein Heim für ältere oder kranke Menschen einzurichten. Dies geschah, und über Jahrzehnte genossen zahlreiche alte und pflegebedürftige Pensionäre die einmalige Aussicht, den direkten Zugang zum See und den wunderschön am Ufer gelegenen Park. Die heutige Gestalt erhielt das Alters- und Pflegeheim «Am See» 1970 durch den nach Süden gestaffelten Erweiterungsbau des renommierten Zürcher Architekten Robert Landolt. Atemberaubend ist denn auch das Zürichsee-Panorama, das die Homepage unter dem Titel «Herzlich willkommen im Wohn- und Pflegezentrum Zollikon» bietet. Dieselbe Willkommenskultur gilt

demnächst rund 120 Asylbewerbern, die hier nach entsprechenden Umbauten eine Bleibe finden, wie sie an solcher Lage nur für die wenigsten Schweizer erschwinglich wäre.

Die Begeisterung der Heimbewohner darüber, dass sie nun ins neugebaute Wohn- und Pflegezentrum Blumenrain weit abseits des Dorfsentrums umziehen müssen, hält sich in Grenzen. Zumal sie im Neubau an dezentraler Lage am Stadtrand zu Zürich ihre Zimmer im ersten Stock beziehen müssen, wo keine schöne Aussicht mehr lockt. Die Minibalkone und der modische Sichtbeton sind auch nicht eben das, was ältere Menschen erfreut. Ein bisschen Seesicht gibt's nur in den Attikawohnungen im vierten Stock, wo man für eine 3,5-Zimmer-Wohnung 5700 Franken Monatsmiete

hinblättert. 133 Angestellte aus 22 Nationen werden sich um die einziehenden Seniorinnen und Senioren kümmern. Letzten Samstag haben Gemeindepräsidentin Katharina Kull (FDP) und Gemeinderat Marc Raggenbass (FDP) das neue Gebäude eingeweiht, welches die beiden gemeindeeigenen Alterszentren zusammenführt. Die Leiterin betont, dass sich «nach teilweiser anfänglicher Skepsis» nun «alle» auf den Umzug freuten.

### «Neid nicht zu erwarten»

Das über vierzigjährige Alters- und Pflegeheim «Am See» könne den modernen Lebensformen nicht mehr genügen, berichtete die *Zürichsee-Zeitung*. Diese machten klassische Altersheime zu «Auslaufmodellen». Die Frage, was mit dem Auslaufmodell an einer der teuersten Wohnlagen der Schweiz geschehen soll, führte in Zollikon zu einem handfesten Dorfkraich. Eigentlich hätte der Gemeinderat die Liegenschaft von 3674 Quadratmetern für mindestens zehn Millionen Franken verkaufen wollen. Die Gemeindeversammlung folgte im September 2015 diesem Antrag mit dem Zufallsmehr von 101 gegen 100 Stimmen. Zwei anonym gebliebene SP-Mitglieder rekurrten aber aufgrund eines Rechtsgutachtens beim Bezirksrat gegen den Verkauf. Auch die frühere SP-Bundesrichterin Vera Rottenberg setzt sich für die Blockierung ein und forderte im Oktober letzten Jahres eine «soziale Lösung»: Angesichts der Flüchtlingsströme lägen beispielsweise Asylwohnungen auf der Hand.

Der Wunsch der Linken war dem bürgerlichen Gemeinderat offenbar Befehl. Ende November 2015 entschied die Behörde, die Liegenschaft «Am See» dem Kanton Zürich «zwischenzeitlich» als Asylunterkunft anzubieten. Der zuständige Regierungsrat Mario Fehr war



*Wunsch der SP:* zukünftiges Asyl-Provisorium im zürcherischen Zollikon.



gemäss Gemeindepräsidentin Kull «erfreut» über die Anfrage. Nach dem nun anlaufenden Auszug der Pensionäre übergibt die Gemeinde Zollikon den Schlüssel einfach dem kantonalen Sozialamt. Dieses bezahlt anschliessend die Kosten für die baulichen Anpassungen, den Betrieb des Zentrums sowie die Betreuung für bis zu 120 Asylbewerber. Sie sei gespannt, wie die Zolliker auf dieses Durchgangszentrum reagieren würden, sagte die Gemeindepräsidentin der *Zürichsee-Zeitung*. Das Haus eigne sich gut für die Unterbringung von Flüchtlingen, und der Gemeinderat freue sich, «dass wir die Sicherheitsdirektion so unterstützen können». Vor allem habe man bei einem längeren Leerstand Hausbesetzungen befürchtet.

Dass ein Asylzentrum mit Seesicht auch zu Neid führen könnte, glaubt Katharina Kull nicht, «obwohl wir uns bewusst sind, dass es eine wunderschöne Anlage ist». Der Seeanstoss bleibe ja für die Öffentlichkeit zugänglich. Es fragt sich nur, wie attraktiv dieser Park am See für die Öffentlichkeit noch ist, wenn ihn erst einmal 120 Asylbewerber in Beschlag genommen haben. Sicher ist jedenfalls, dass sich nicht weniger Eritreer und Afghanen auf den Weg machen, wenn sie von ihren Verwandten und Bekannten erst einmal die Handyfotos vom Zolliker Strandleben erhalten haben.

In den nächsten Tagen erfolgt der Auszug der Pensionäre, danach sind die wahrscheinlich

recht aufwendigen Renovierungen sowie Um- und Ausbauten fällig, um den Asylbewerbern den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten. Im Sommer dieses Jahres sollen sie einziehen. Sie werden dann den zur Liegenschaft gehörenden Badeplatz noch so gerne beanspruchen. Da die meisten Asylsuchenden des Schwimmens unkundig sind, besteht latente Ertrinkungsgefahr. Zweifellos werden aber staatlich bezahlte Schwimmlehrer diesem Übel abhelfen.

#### Asylgesetz bricht Gemeindeautonomie

Zollikon ist nicht überall, aber überall ist ein bisschen Zollikon. Was heute mit mehr oder weniger sanftem Druck auf die Gemeinden noch einigermassen freiwillig erreicht wird, kann nach Annahme des revidierten Asylgesetzes gemäss Artikel 95b auch zwangsmässig geschehen: «Der Erwerb von Grundstücken für Bauten und Anlagen zur Unterbringung Asylsuchender oder zur Durchführung von Asylverfahren sowie die Begründung dinglicher Rechte an solchen Grundstücken ist Sache des EJPD. Es ist ermächtigt, nötigenfalls die Enteignung durchzuführen.»

Noch gibt sich der Zolliker Gemeinderat überzeugt, dass die Asylbewerber und der sie betreuende Kanton nach wenigen Jahren wieder ausziehen und die Gemeinde die Liegenschaft, wie bereits beschlossen, auf dem freien

Markt verkaufen kann. Es wäre aber auch denkbar, dass die eidgenössischen und kantonalen Sozialbehörden dann nicht mehr gewillt sind, das Gebäude freiwillig zu räumen. Das neue Asylgesetz gäbe ihnen ohne weiteres die Möglichkeit zur Enteignung in die Hand. Der Kanton Zürich träte dann wohl ziemlich autoritativ als Käufer in Erscheinung, der die Liegenschaft zu tiefstmöglichen Konditionen erwerben würde – ganz ähnlich, wie er es an der Goldküste direkt am See auch in Uetikon beim Gelände der chemischen Fabrik getan hat.

Angesichts der anhaltenden ungebremsten Migration muss man naiv sein, zu glauben, ein Asyl-Provisorium könne sich nicht zur dauerhaften Institution verfestigen. Das neue Asylgesetz enthält massive Eingriffsrechte in die Gemeindeautonomie. Der Bund kann jederzeit Grundstücke im Besitz von Gemeinden, Unternehmen oder Privaten enteignen, um Gebäude für Asylsuchende zu errichten oder umzunutzen. Die örtliche SP und alt Bundesrichterin Vera Rottenberg würden dazu zweifellos applaudieren. Dass Major Heinrich Ernst bei seinem grosszügigen Legat für Alte und Gebrechliche am Zolliker Seeufer auch junge, gesunde Asylbewerber miteinbeziehen wollte, darf stark bezweifelt werden. Es ist ein Glück für die Asylindustrie, dass niemand ihn mehr fragen kann. Der hochherzige Stifter ist bereits 1923 verblieben. ○

Wolfgang Koydl

# Die Bessermacher

Auch wenn es das Ausland nicht gerne hört:  
Die Schweizer können vieles einfach besser.

Ihr politisches System, ihre Wirtschaftsleistung, ihr Umgang miteinander und – ja, auch und gerade – ihre erfolgreiche Integration von zugewanderten Ausländern sind beispielhaft und beneidenswert. Liebevoll porträtiert Bestsellerautor Wolfgang Koydl («Die Besserkönner») in seinem neuen Buch die Personen, die hinter dieser einzigartigen Erfolgsgeschichte stehen: «Die Bessermacher», die dieses manchmal rätselhafte Land zu dem machen, was es ist. Ob Politiker, Poeten oder Profisportler – anders als die beiden Appenzeller in der legendären Käsewerbung enthüllen sie die Geheimnisse der Erfolgsstory Schweiz. So entsteht eine nachdenkliche und humorvolle Innenansicht einer in jeder Hinsicht besonderen Nation.



#### Platin-Club-Spezialangebot

Wolfgang Koydl

#### Die Bessermacher

Die Schweiz kann's einfach besser

224 Seiten, broschiert  
ISBN 978-3-280-05604-2

#### Spezialangebot

Fr. 15.90 statt Fr. 19.90  
inkl. Versandkosten

#### Bestellungen

Bitte senden Sie eine E-Mail mit Ihrer vollständigen Adresse an: [vertrieb@ofv.ch](mailto:vertrieb@ofv.ch), oder rufen Sie uns an über Telefon 044 466 74 53. Orell Füssli Verlag AG, Dietzingerstrasse 3, 8036 Zürich

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



## Personenkontrolle

**Projer, Sommaruga, Leuthard, Darbellay, Pfister, Birrer-Heimo, Hermann, Kiener Nellen, Nellen, Holenweger, Roschacher, Roth, Maurer, Widmer-Schlumpf, Thurnherr, Cotti, Müller**

In der SRF-Sendung «Arena» zur Asylgesetzrevision stand es Aussage gegen Aussage zwischen Moderator **Jonas Projer** und Bundesrätin **Simonetta Sommatuga**. Es ging um die sogenannten Dublin-Fälle – Asylbewerber, die schon in einem anderen europäischen Land ein Gesuch gestellt haben und damit gemäss dem Dublin-Abkommen dorthin zurückgeschickt werden können. Diese Rückführung funktioniert aber mehrheitlich nicht, sagte Projer. Acht bis neun von zehn Dublin-Fällen würden nicht überstellt. Sommaruga aber bestritt das: «Das ist einfach falsch.» Projer insistierte auf seiner Aussage. Die Bundesrätin wiederholte: «Die Zahl stimmt so einfach nicht.» Die Zuschauer blieben ratlos zurück. Ein Faktencheck zeigt: Die Bundesrätin kennt offenbar die Zahlen ihres eigenen Departements nicht. Diese zeigen, dass nur zwischen 14 und 17 Prozent der Überführungen gemäss Dublin-Abkommen gelingen. (are)

Umweltministerin **Doris Leuthard** (CVP) nahm bei der Anreise zur Delegiertenversammlung ihrer Partei in Winterthur einen Umweg über die USA. Letzten Donnerstagabend flog sie zur Unterzeichnung des Klimaschutzabkommens nach New York. Nach Cüpli und Häppchen und einer kurzen Rede am Uno-Hauptsitz ging es am Freitagnachmittag sofort wieder retour in die Schweiz – gerade rechtzeitig zur Abdankung des bisherigen CVP-Chefs **Christophe Darbellay** und der Inthronisierung des neuen Präsidenten **Gerhard Pfister**. Wir haben nachgerechnet: Mit ihrem Umweg verursachte die Umweltministerin, die den Schweizern ein klimaschädliches Verhalten austreiben will, einen CO<sub>2</sub>-Ausstoss von exakt 2854 Kilogramm. Eine beachtliche Menge an Treibhausgasen für einen 24-Stunden-Trip. (hmo)

«Teuerste WAK-Sitzung aller Zeiten!», zeterte die SP Schweiz letzte Woche. «Das bürgerliche Machtkartell schlägt zu», klagte Nationalrätin **Prisca Birrer-Heimo** im Namen der Partei: Die Wirtschaftskommission des Nationalrats will bei der Unternehmenssteuerreform auf vier Milliarden Franken verzichten – weil die Steuerverluste wegen des Wegzugs von Firmen sonst noch schmerzlicher ausfallen dürften.



*Sinn demokratischer Wahlen:* Prisca Birrer-Heimo.



*«Das ist einfach falsch»:* Sommaruga, Projer.

(Die Senkung der Unternehmenssteuern wurde übrigens im März im linken Kanton Waadt mit 87 Prozent Ja angenommen.) Beim Jammern half der *Tages-Anzeiger* eifrig mit. Er schimpfte: «Wie schamlos hätten Sie es denn gerne?» Und Kolumnist **Michael Hermann** spottete, die neue Mehrheit berausche sich an ihrer Machtfülle: «Was hier demonstriert wird, ist in Tat und Wahrheit nur Zwergenmacht.» Die Volksfront aus SP und *Tages-Anzeiger* übersieht in ihrem Furor: Es ist der Sinn demokratischer Wahlen, wie sie im letzten Oktober abgehalten wurden, dass sich die Mehrheiten und damit die Politik ändern. (sär)

Trotz Zwölf-Millionen-Vermögen zieht die Berner SP-Nationalrätin **Margret Kiener Nellen** gerne gegen Pauschalbesteuerte und Steueroptimierer zu Felde. Die *Weltwoche* machte im letzten Sommer publik, dass das Ehepaar Kiener Nellen im Jahr 2014 ein Einkommen von null versteuert hatte. **Alfred Nellen**, ihr Mann, verteidigte sich die SP-Frau damals, habe eine freiwillige Einzahlung in die Pensionskasse getätigt. Weiter führte sie an, dass das Vermögen des Ehepaars aus dem «theoretischen Wert der Aktien» ihres Mannes bestehe, damals Ge-



*2854 Kilogramm CO<sub>2</sub>:* Doris Leuthard.



*Im Dunkeln:* Margret Kiener Nellen, Gatte Alfred.



*In aller Unabhängigkeit:* Markus Müller.

schäftsführer und Eigentümer des Burgdorfer Maschinenbauers Amax. Nellen habe die Firma saniert «und so Arbeitsplätze in Sumiswald und in Burgdorf erhalten». Sie fände es «sehr perfide, wenn man mir einen Strick daraus dreht, dass mein Mann erfolgreich einen Berner Industriebetrieb führt». Nun legen sich allerdings düstere Schatten über das unternehmerische Erbe des Alfred Nellen. Wie die *Berner Zeitung* letzte Woche berichtete, ist die Firma in Konkurs gegangen – nur sieben Monate nachdem sie Nellen mehrheitlich verkauft hatte. Der Käufer macht geltend, er sei über wesentliche Probleme im Dunkeln gelassen worden. (fsc)

Der grösste Schweizer Justizskandal der letzten Jahre ist um ein Kapitel reicher, aber noch keineswegs zu Ende. Der ehemalige Bankier **Oskar Holenweger**, auf den die Bundesanwaltschaft unter dem damaligen Chef **Valentin Roschacher** illegal V-Männer wie den kolumbianischen Doppelagenten und Drogendealer «Ramos» angesetzt hatte, wird vom Bund für die Zerstörung seiner Privatbank nicht entschädigt. Eine einschlägige Meldung, welche die *Handelszeitung* online veröffentlichte, ist bisher kaum zur Kenntnis genommen worden. Nega-



tiv entschieden hat das Finanzdepartement (EFD) in einer Verfügung. Diese hat Chefjurist **Daniel Roth** quasi als letzte Amtshandlung unterschrieben, bevor er den Bundesdienst verlässt. Der Liebling von **Ueli Maurers** Vorgängerin **Eveline Widmer-Schlumpf** wird Stadtschreiber in Aarau und verlässt das EFD nicht ganz freiwillig. Das Bundesstrafgericht hatte Roth im November wegen Veruntreuung erstinstanzlich verurteilt. Niemand zweifelt daran, dass **Holenweger** den Fall notfalls bis vor Bundesgericht ziehen wird. (gut)

Mit einem Witz empfahl sich Bundeskanzler **Walter Thurnherr** einst für seine steile Karriere in Bern, wie er in der Talksendung «Focus» von Radio SRF 3 verriet. Der Diplomat bekam 1997, als Gesandter in Moskau, die Rede zum Gegenlesen, die **Flavio Cotti** als Bundespräsident bei der SVP Zürich im Albisgütli halten wollte. Und er peppte den Einstieg mit einer netten Geschichte auf: Flavio Cotti kauft auf einem Flohmarkt eine verstaubte Flasche; ein Geist kommt heraus und sagt: «Ich bin noch ein junger Geist, aber einen Wunsch kann ich dir erfüllen.» «Auf der ganzen Welt sollen Frieden und Demokratie herrschen wie in der Schweiz», wünscht sich Cotti. Der Geist winkt ab: Das sei für einen Jungen noch zu schwierig. Dann sollten halt bei seinem Auftritt im Albisgütli alle begeistert klatschen und danach für den Unobeitritt stimmen, fordert Cotti. Der Geist denkt lange nach, dann fragt er: «Was war schon wieder der erste Wunsch?» (sär)

«Für die Universitäten und für den Forschungsplatz Schweiz steht viel auf dem Spiel», mahnte der Staatsrechtler **Markus Müller** in der NZZ, als die UBS 2013 der Uni Zürich hundert Millionen Franken schenken wollte. «Bestehen einmal Zweifel an der Unabhängigkeit, lassen sich diese nurmehr schwer ausräumen.» Der Berner

## Nachruf



*Herz für Alltägliches: Marlies Schoch.*

**Marlies Schoch (1940–2016)** — Die Wege zur Hundwiler Höhi (1309 m. ü. M.) gelten als ideale, ganzjährig begehbare Wanderpfade zu einem Aussichtsberg mit freier Sicht ins Land und zum Alpstein. Sie führen aber auch zur Beiz von Marlies Schoch. Hier wirkte die beliebte Wirtin während über vier Jahrzehnten souverän, in einer

gänzlich eigenen und eigentümlichen Lebensform. Marlies war eine Institution. Keine Schicht von Menschen, kein Schlag von Leuten, die sich im Laufe der Jahre nicht ratsuchend oder gesprächswillig an sie gewandt hätten. Ihr Dasein auf der Hundwiler Höhi war daher nicht bloss eine Epoche des Wirtens, sondern vielmehr eine Zeit des Wirkens. Fragt man nach dem Warum, so fallen vor allem zwei Eigenschaften auf. Zum Ersten war sie – vor erstaunlich vielseitigem Bildungs- und Erlebnishintergrund samt längeren Ausland- und Sprachaufenthalten – ein echtes Original, schon dank ihres gemüthlichen Dialektes und ihrer hausbackenen Aufmachung. Sie konnte zuhören, ohne vorzuerurteilen, sie war sehr direkt, ohne zu verletzen, sie spendete Trost ohne Weinerlichkeiten, sie erteilte Ratschläge ohne Imperative. Und zum Zweiten hatte sie ein grosses Herz für Alltägliches, für Randständiges, für Arriviertes. Das allseitige Zutrauen zu ihr beruhte zweifellos auch auf ihrer innerlichen und äusseren Unabhängigkeit sowie ihrer enormen mentalen Freiheit, die sie beide nie missbrauchte. Vielen war sie eine Mutterfigur, allen aber die hochgeschätzte Hundwiler-Höhi-Wirtin. Ihre Beiz war eine Herberge. *Hans-Rudolf Merz*

Professor bot sich denn auch an, als die «Rundschau» letzte Woche drei Verträge von Pharmakonzernen mit Hochschulen anprangerte und einen Experten als «empörten» Ankläger einspannte (siehe Seite 13). Was weder der Rechtsprofessor noch die «Rundschau» für erwäh-

nenswert hielten: Markus Müller schreibt regelmässig bezahlte Gutachten, so in den letzten Jahren für den VPOD, die BLS, die Swisscom, den Baumarkt Hornbach, die Milchproduzenten oder die Homöopathen – in aller Unabhängigkeit. (sär)

# Unter die Lupe genommen:

Ihr Spezialist für Digitalisierung in KMU.

Andreas Fäh  
Leitung  
Kundenberatung

Unser Berater bietet Ihnen die stärkste Bandbreite – Denn wir haben schweizweit das schnellste Internet und sorgen dafür, dass das so bleibt.

Unser Internetanschluss läuft:

- ✓ flächendeckend und leistungsoptimiert
- ✓ auch in wenig besiedelten Gebieten
- ✓ mit bis zu 500/50 Mbit/s (Down-/Upload)

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.

Andreas Fäh | Tel. 044 578 78 78 | [upc-cablecom.biz](http://upc-cablecom.biz)  
Corporate Network · Internet · Phone · TV



# Melodie des Lebens

**Von Rolf Degen** — Es ist die alltägliche Erfahrung der Freude, die dem Glück erst Substanz verleiht. Ihr Hauptmerkmal ist, dass wir sie häufig genüsslich im Geist vorwegnehmen, bevor uns die Freude tatsächlich voll erfasst.

Seit den Tagen Sigmund Freuds, in dessen Œuvre die Freude keine Erwähnung findet, ist die Psychologie aufs Negative fixiert. Das Wort Depression verbucht in ihrer Datenbank 250 000 Treffer, während die Freude gerade mal 3000 einfährt. Bei seiner jüngsten Obsession, der Glücksforschung, verhält sich das Fach wie ein Betrunkener, der nur unter der Laterne nach dem Autoschlüssel sucht. «Wie zufrieden sind Sie mit Ihrem Leben, auf einer Skala von 1 bis 10?» Diese Form von Glück lässt sich trefflich weltweit messen, als eine abstrakte, fast buchhalterische Einschätzung der persönlichen Lebensqualität. In dieser Rangordnung des gelungenen Lebens haben die Schweizer gerade wieder einmal ihre ewigen Rivalen, die Skandinavier, vom Spitzenplatz verdrängt.

Aber was sagt schon eine telefonisch abgefragte Note über die gefühlte Melodie des Lebens, welches sich uns als «string of shining moments», eine «Kette glänzender Augenblicke» (Oscar Wilde), präsentiert? «Glück ist weltlich, kognitiv und zahm», betont der renommierte Harvard-Psychiater George Vaillant. Freude dagegen sei «spirituell», «eine primäre Emotion», «eine vibrierende Verbindung mit dem Universum». Es ist «das warme, selige Gefühl, das Sie durchfährt, wenn Sie das Lachen Ihres Kindes hören, Ihre Liebsten umarmen oder ein Hündchen kuscheln». Laut dem Lehrbuch der Emotionspsychologie ist es «ein eher kurzfristiger emotionaler Zustand des Sich-gut-Fühlens, an konkrete Aktivitäten gekoppelt und durch die Erfahrung von Lebendigkeit und Eingebundensein gekennzeichnet».

## Essen, Trinken, Sex

Wegen der Schwierigkeiten, die flüchtigen Gipfelmomente des Alltags methodisch zu fassen, sei Freude ein «Stiefkind der Psychologie» geblieben, so der Marburger Psychologe Wolfgang Rost. Als sein kanadischer Kollege Keith Oatley Probanden nach ihren jüngsten Anlässen der Freude befragte, führten «Freunde treffen», «Essen», «Trinken», «Sex» und «Erfolgs-erlebnisse» die Hitliste der Frohmacher an. Aber subjektive Erinnerungen sind mit Vorsicht zu geniessen, wie Oatley erfahren musste, als er seine Informanten ein Gefühlstagebuch führen liess. Die Versuchskaninchen verhielten sich plötzlich wie Psychologen – und hakten überwiegend negative Emotionen ab. Erst als er sie mit einem Pager in unregelmässigen Abständen anpiepste und sie bat, die momentane

Stimmungslage festzuhalten, schlugen Momente der Freude die dunkel getönten zwei zu eins.

Mit dem gleichen, forschungstechnisch aufwendigen Verfahren des *experience sampling* (Erfahrungs-Stichproben-Methode) hat gerade ein Team um den Psychologen Carsten Grimm von der University of Canterbury in Neuseeland zum ersten Mal versucht, die alltäglichen Freuden systematisch und detailliert zu kartografieren. Knapp zweihundert Versuchsteilnehmer erhielten über eine Woche in zufälligen Abständen Textnachrichten zugesandt. Die Empfän-

## Rätselhaft bleibt, weshalb Frankreich, gerühmt für sein Savoir-vivre, das Schlusslicht bildet.

ger sollten einfach nur notieren, mit was sie gerade beschäftigt waren. Und ankreuzen – auf einer Skala von 1 bis 9 – wie viel Freude ihnen die jeweilige Tätigkeit bescherte. Dabei nahm Grimm Rücksicht auf die komplexe Natur der Freude, die sich aus mehreren Dimensionen des «guten Lebens» zusammensetzt. Einmal aus «Lust», dem rohen, sinnlichen Genuss. Dann aus «Bedeutsamkeit», der Erfahrung, dass der Moment eine übergeordnete Relevanz besitzt. Aus «Engagement», dem Gefühl, voll und tief in einem Akt aufzugehen. Und aus «Glück», der quasi philosophischen Gesamtbewertung.

Wie die Gesamtdarstellung der Ergebnisse sichtbar macht, bezogen die Probanden das höchste Mass an «Gesamtfreude» aus dem Liebesspiel. Seltsam ist nur, dass sie für das vermeintlich banale Hobby des Gärtnerns fast genauso viel Engagement aufbrachten wie für den Paarungsakt. Arbeiten beziehungsweise Studieren vermittelte erwartungsgemäss wenig Lustgefühle, dieses Manko wurde aber durch Bedeutsamkeit wieder ausgeglichen. Videospiele wurden als lustvoll, wenn auch bedeutungslos abgetan. Es dürfte Mark Zuckerberg den Spass verderben, dass sein gehyptes Œuvre Facebook den Nutzern überraschend wenig Freude machte und abgeschlagen auf dem vorletzten Platz rangierte, nur noch gefolgt von Krankheitstagen. Möglicherweise, so Grimm, wenden sich die Menschen erst den sozialen Netzwerken zu, wenn sie das Wohlfühlpotenzial in ihrem realen Umfeld ausgeschöpft haben.

Menschen, die sich auf der Glücksskala weit oben verorten, können sich in der Regel auch

häufiger am gelebten Glück der Freude erbauen. Es bleibt aber genügend Spielraum für verblüffende Diskrepanzen, wie der amerikanische Glücksforscher Robert Biswas-Diener just erfahren musste, als er in einer ausgeklügelten Internet-Erhebung über 200 000 Individuen aus aller Welt nach Art, Häufigkeit und Intensität ihrer alltäglichen Wonnemomente befragte. Auf der Liste der dreissig Nationen, deren Bürger am häufigsten und intensivsten in Freude schwelgten, war Brasilien der Spitzenreiter, gefolgt von mehreren anderen lateinamerikanischen Staaten. Die Schweiz musste sich mit dem bescheidenen 23. Rang begnügen, getoppt von Ländern wie Albanien und Afghanistan, wo die Menschen laut Glücksstatistik eher mit ihrem Leben hadern. Und es bleibt rätselhaft, weshalb ausgerechnet Frankreich, gerühmt für sein *Savoir-vivre*, das Schlusslicht bildet.

## Genuss schöner Düfte

Extravertierte, nach aussen gekehrte Befragte freuten sich etwas häufiger als ihre introvertierten Gegentypen. Männer hatten Evas Töchtern ein wenig Freude voraus, weil ihnen Nervenkitzel und Erfolgserlebnisse mehr Vergnügen bereiteten. Entgegen allen Erwartungen konnten die älteren Befragten dem Leben mehr Wohlgefühle abgewinnen als die jüngeren. Der Genuss schöner Düfte verschaffte ihnen besondere Freude – und das, obwohl es mit dem Geruchssinn im Alter häufig abwärtsgeht.

Was genau in der Psyche von Menschen vorgeht, die Freude empfinden, hat der Psychologe Brent Robbins in den USA mit Tiefeninterviews bei mehreren hundert Probanden ausgelotet. Um des erhebenden Gefühls habhaft zu werden, benötigten seine Informanten ein als sicher eingeschätztes Ambiente und den Eindruck, nicht überfordert zu sein. Mit dem Einsetzen der Freude erlebten sie das Universum mit einem Mal als «wohlwollend» und sich als «in sich selbst» und in der Gegenwart zentriert. Im Sinne von Goethe: «Die beste Freude ist Wohnen in sich selbst.» Gleichzeitig erfasste sie aber auch eine intensive Empfindung der Verbundenheit. In der Mitte ihres Körpers entstand ein warmes, wohliges Glühen, das sich in alle Richtungen ausbreitete und ihnen häufig ein Lächeln abnötigte.

Dieser Ausdruck der Freude ist das fälschungssichere sogenannte Duchenne-Lächeln: Hier bringt nicht nur der Jochbeinmuskel die Mundwinkel in eine hochgezogene Grund-





*Das Wohlfühlpotenzial ausschöpfen.*



## Genüsse

# Fünf Formeln zum Glück

**Sich nicht vergleichen** — «Ist dieser Porsche-Fahrer auf der anderen Fahrbahn am Ende glücklicher als ich?» Der Mensch besitzt eine Art sozialen Radar, der die Umgebung mehr oder weniger unbewusst nach fremden Glücksschwingungen absucht. «Wir vergleichen uns mit Personen, die ein höheres Einkommen haben als wir selbst», sagt der Schweizer Glücksforscher und Ökonom Bruno S. Frey. Nach neuesten Erkenntnissen der Psychologie sollten wir diesen Detektor öfter abschalten, denn glückliche Zeitgenossen stellen ausgesprochen selten soziale Vergleiche an – auch mit denjenigen, denen es schlechter geht.

**Geteilte Freude ist doppelte Freude** — Glücks-Sharing führt zu einer wunderbaren Glücksvermehrung. Wer seine schönsten Erfahrungen mit seinen Freunden teilt und sich umgekehrt emphatisch in deren Erfolge und Wohlgefühle einklinkt, hat nachweislich mehr vom Leben. Das gilt auch für den, der sein Geld für Geschenke und wohltätige Zwecke ausgibt.

**Den Augenblick verweilen lassen** — Es sind nicht die grossen Segnungen – wie ein Lottogewinn –, die den grössten Glücksnutzen bringen; deren Früchte werden durch den Gewöhnungseffekt rasch aufgefressen. Das wahre Glück besteht darin, die kleinen Freuden des Augenblickes achtsam auszukosten. Das heisst auch, sich genüsslich im Voraus an zukünftigen Ekstasen zu laben und vergangene Wonnen schwelgerisch der drohenden Vergessenheit zu entreissen.

**Erleben geht über Haben** — Es gibt zahlreiche Belege dafür, dass Menschen sich selbst intensiver und länger beglücken, wenn sie ihr Vermögen in Erlebnisse (Reisen, Kunstgenüsse etc.) statt in materielle Dinge investieren. Es fragt sich, ob Menschen den Preis eines Autos oder eines teuren Fernsehers überhaupt entrichten würden, wenn sie wüssten, wie schnell deren Befriedigungswert den Bach hinuntergeht, so der US-amerikanische Psychologe Daniel Gilbert.

**Glück sei Dank** — Einer der grössten Glückskiller besteht darin, sein vermeintliches Recht auf Glück aus einer Anspruchshaltung heraus einzufordern. Die Glücksforschung lehrt, dass wir besser fahren, wenn wir uns mit Dankbarkeit jenen Freuden widmen, die andere vielleicht als grösste Selbstverständlichkeit betrachten. *Rolf Degen*

stellung. Zur Unterstützung treten dann auch noch die ringförmig um die Augen gelagerten (und nicht willentlich manipulierbaren) Muskeln in Aktion, heben die Wangen an und bauschen die Haut um die Augen herum auf. Ab einer gewissen Intensität versetzt die aufgestaute positive Energie den Körper in Bewegungsdrang, lässt einen im Freudentaumel springen, tanzen, stampfen, lachen, in die Hände klatschen. In der christlichen Tradition legt die «Echternacher Springprozession» Zeugnis von dieser Ekstase ab.

### Die brisanteste Gratifikation

Ein besonderes Merkmal der Freude ist, dass wir sie häufig genüsslich im Geiste vorwegnehmen, bevor ihr Auslöser seine Aufwartung macht. Wer kennt nicht die knisternden Wonnen, mit denen das herbeigesehnte Schäferstündchen mit dem Traumpartner vorab beglückt. Den lustvollen Schauer, der einen Schaufensterbummel ohne feste Kaufabsichten so genüsslich macht. Das besessene Wälzen von Katalogen, um sich mit allen Feinheiten eines gewünschten Objektes vertraut zu machen. Das kann sogar dazu führen, dass wir die «konsumatorische Endhandlung» aufschieben, nur um uns länger an der Vorfreude zu laben. Das ist wirtschaftlich gesehen irrational: Ein Lustgewinn, der sich in der Zukunft erzielen lässt, wird, ökonomisch gesprochen, «abdiskontiert».

Umso mehr versetzte der Psychologe George Loewenstein die Fachwelt mit einer Studie in Erstaunen, in der er dreissig Versuchspersonen danach befragte, wie viele Dollars sie bezahlen würden, um gewisse Wunscherfüllungen entweder sofort oder mit ein paar Tagen Abstand entgegenzunehmen. Die brisanteste Gratifikation war «ein Kuss deines Lieblingskinostars»; am anderen Ende stand «der Aufschub eines schmerzhaften Elektroschocks». Entgegen aller wirtschaftlichen Vernunft wollten die Teilnehmer für den Kuss in drei Tagen doppelt so viel hinblättern wie für den sofortigen Schmat-

### Es ist vor allem die Ungewissheit, die zukünftigen Freuden Brisanz verleiht.

zer. Umgekehrt wollten sie das Doppelte bezahlen, um den Schock gleich hinter sich zu bringen und nicht noch Tage warten zu müssen.

«Wir neigen in der Regel dazu, solche Gratifikationen schwelgerisch hinauszuzögern, die uns ein intensives, aber flüchtiges Hochgefühl vermitteln», erläutert Loewenstein. «Das Aufschieben dient dann nicht nur dazu, Vorfreude zu vermehren, sondern ermöglicht uns auch, Massnahmen zu treffen, die den Genuss an der vollzogenen Wunscherfüllung steigern.» Wer ein feines Mahl im Geist vorwegnimmt, kann seine Begierde durch Fasten auf die Spitze treiben, und selbst der Kuss des Lieblingskinostars



*Knisternde Wonnen.*

kann durch vorheriges Gurgeln an Perfektion gewinnen. Es ist vor allem die Ungewissheit, die zukünftigen Freuden Brisanz verleiht. Wer sich im Geist an einem bevorstehenden Restaurantbesuch delektiert, weiss noch nicht, welche köstlichen Gerichte ihn auf der Speisekarte erwarten, und wer einem Schäferstündchen entgegenfiebert, ist noch nicht auf eine Liebestechnik (oder gar einen Liebespartner?) festgelegt. Die Ungewissheit ist aber ein Konservierungsmittel, das unsere Wonnen vor dem abstumpfenden Effekt der Gewöhnung schützt.

### Vor- und Nachfreude

Übrigens sind die Reichen und Mächtigen dieser Welt punkto Vorfreude anscheinend Waisenknaben. Dies entdeckte die US-Psychologin Elizabeth Dunn, als sie ihre Probanden danach befragte, wie häufig sie in zukünftigen (und bereits verflossenen) Freuden schwelgten. Je höher ihr wirtschaftlicher Status, umso weniger konnten die Befragten von vergangenen oder erwarteten Vergnügungen zehren. Die Macht, sich alle Befriedigungen im Hier und Jetzt zu gönnen, und die Vorhersagbarkeit aller zukünftigen Wunscherfüllung kann offenbar die Vor- und Nachfreude im Keim ersticken. ○



# Was macht glücklich?

**Von Beat Gygi** — Die Schweizer zählen zu den zufriedensten Völkern, sie müssen sich aber dafür wehren. Denn ihr Glück hat einen ganz bestimmten Grund.

Wenn man im Morgenverkehr in Schweizer Städten im Zug oder im Tram sitzt, kommt man nicht unbedingt auf die Idee, die Schweizer seien das glücklichste Volk der Erde. In Mailand oder Paris geht es lebhafter zu, da hört man lauterer Lachen als in Zürich. Aber das sind offenbar oberflächlichere Erscheinungen als das, was man das grundsätzliche Lebensgefühl nennen kann. Lächeln, witzig sein und lustig reden scheint jedenfalls etwas anderes zu sein als das Bild, das sich aus Befragungen ergibt, wenn die Leute Auskunft über ihr Grundgefühl geben. Ist es vielleicht das Geld, das die Schweizer glücklich macht? Oder hat das Land sonst etwas Besonderes?

Jedenfalls ist die Schweiz in der jüngsten Rangliste des «World Happiness Report 2016», den Ökonomen im Auftrag der Uno jährlich erarbeiten, auf dem 2. Platz hinter den Dänen. Frankreich ist auf dem 32. Rang, Italien auf Platz 50. Auch in vielen anderen Studien ist die Schweiz seit langem auf den Spitzenplätzen. Was es heisst, glücklich zu sein, kann nicht allgemein erklärt oder beschrieben werden, das muss jeder Mensch für sich selber beantworten. Aber Ökonomen und mit ihnen auch Psychologen und Soziologen haben mit der Glücksforschung Antworten auf die Frage gefunden, womit das Gefühl zusammenhängt. Ihre Methode zur Messung

des Glücks besteht darin, die Leute zu fragen, wie zufrieden sie sich fühlen, und dann zu schauen, wie diese Leute leben.

So sollen die Befragten auf einer Skala von 0 (völlig unzufrieden) bis 10 (völlig zufrieden) ankreuzen, wie zufrieden sie insgesamt mit dem Leben sind, das sie führen. In all den Studien hat sich gezeigt, dass sich ein grosser Teil der Leute in der Nähe der Zahlen 7 bis 8 sehen, also ziemlich zufrieden sind. Das allein ist noch nicht sehr aufschlussreich, richtig interessant wird es erst, wenn man schaut, in

---

**In Mailand oder Paris geht es lebhafter zu, da hört man lauterer Lachen als in Zürich.**

---

welcher Umgebung, unter welchen Umständen die befragten Personen leben. Auf diese Weise lässt sich herausfinden, welche Lebensumstände mit höherer und welche mit niedrigerer Zufriedenheit verbunden sind.

Wie etwa die in der Glücksforschung seit langem stark engagierten Schweizer Ökonomen Bruno Frey und Alois Stutzer ermittelt haben, macht Geld tatsächlich glücklich. Einkommenserhöhungen geben Menschen mehr Spielraum, ihren bevorzugten Tätigkeiten nachzugehen, bringen ihnen in der Gesell-

schaft meist mehr Kontakte und Prestige. Laut Frey und Stutzer bringt eine Verdoppelung des Haushaltseinkommens auf der Zufriedenheitsskala etwa einen halben Punkt, also beispielsweise einen Anstieg von 8 auf 8,5 Punkte. Aber alles hat seine Grenzen. Je höher das Einkommen ist, desto weniger bringt eine weitere Steigerung. Und nach einer angenehmen Steigerung von Geld und Zufriedenheit gewöhnen sich viele Menschen mit der Zeit so daran, dass sie gefühlsmässig langsam wieder auf das frühere Niveau abrutschen.

## Mitmachen und mitentscheiden

Nein, hinter dem Schweizer Glück steckt nicht primär Geld. Wie überall sind befriedigende soziale Beziehungen sehr wichtig, ebenso körperliche und psychische Gesundheit. Vor allem aber hat das Land Spezialitäten zu bieten. Untersuchungen aus den USA und der Schweiz deuten darauf hin, dass die direkte Demokratie erheblich zur Verbesserung des Lebensgefühls beiträgt. Frey und Stutzer haben in der Schweiz eine Art Labor vorgefunden, in dem zahlreiche verschiedene Spielarten von direkter Demokratie und deren Wirkungen auf die Menschen studiert werden können. Zum einen sind es die politischen Resultate, die den Leuten zusagen.

Es ist in der Regel so, dass in Gemeinden und Kantonen mit mehr direkter Demokratie die Staatsleistungen besser und weniger teuer sind als in zentralistischer geführten Einheiten. Nach allen Erfahrungen in der Schweiz und den USA zeigt sich das etwa in höherer Qualität von Schulen, Strassen, öffentlicher Sicherheit, Versorgung und Entsorgung, aber auch in einem geringeren Wachstum der Staatsausgaben, geringerer öffentlicher Verschuldung und weniger Steuerhinterziehung, weil direkte Demokratie zu einer wirksameren Kontrolle der öffentlichen Verwaltung führt.

Aber das ist nicht alles. Zum andern erhöht nämlich die direkte Demokratie offenbar das Glücksempfinden auch dadurch, dass das Mitentscheiden und Mitmachen allein schon ein gutes Gefühl erzeugt. In die gleiche Richtung deutet der Befund, dass Selbständige meist länger und härter arbeiten und weniger verdienen als Angestellte – aber zufriedener sind mit ihrer Arbeit. Wenn man die Leute unglücklich machen will, muss man also einfach kleine Firmen mit bürokratischen Pflichten belasten. Oder man versucht, politische Entscheidungen von der Gemeinde- auf die Kantonsebene oder von der Kantons- auf die Bundesebene zu verlagern, wie dies zurzeit im Vormundchaftswesen, in der Sozialhilfe, im Bildungs- und im Gesundheitswesen, in der Asylpolitik, im Finanzausgleich und in der Unternehmensbesteuerung passiert. Aber wenn die Menschen fühlen, was sie glücklich macht, sollten sie sich eigentlich dagegen wehren können. ○



**Mehr Spielraum:** In Bern wird die Vollgeld-Initiative eingereicht, 2015.

## Falscher Fehler

Von Henryk M. Broder —  
Das Geständnis von  
Bundeskanzlerin Merkel.



Letzten Freitag, keinen Tag bevor sie zu einem Kurzbesuch in die Türkei aufbrach, gab Angela Merkel eine Pressekonferenz, in deren Verlauf sie, unvermittelt und ohne danach gefragt worden zu sein, sagte, worüber sie sich zuletzt geärgert habe. Es war sie selbst: «Wenn ich mich in den letzten Tagen über etwas ärgere, was mich persönlich anbelangt, dann würde ich sagen, dann ärgere ich mich darüber, dass ich am 4. April von <bewusst verletzend> gesprochen habe und damit der Eindruck entstanden ist, dass hier meine persönliche Bewertung zu irgendetwas etwas zählt. Das war im Rückblick betrachtet ein Fehler und hat dazu geführt, dass jetzt der Eindruck entsteht und vielleicht gedacht wird, Meinungsfreiheit sei nicht mehr wichtig, Pressefreiheit sei nicht mehr wichtig, und mir ist dieses wichtig und wird es weiter wichtig bleiben, und das leitet mich bei allen Gesprächen [...] Das ist fehlerhaft gewesen und deshalb bietet mir das jetzt die Gelegenheit, das noch mal geradezurücken.»

Angela Merkel bezog sich auf ein Statement ihres Sprechers Steffen Seibert, der am 4. April vor der Bundespressekonferenz erklärt hatte, die Kanzlerin habe mit dem türkischen Ministerpräsidenten telefoniert, wobei beide darin übereingestimmt hätten, «dass es sich um einen bewusst verletzenden Text» gehandelt habe. Gemeint war das «Schmähgedicht» des Satirikers Jan Böhmermann auf den türkischen Präsidenten Erdogan. Es war, immerhin, das erste Mal in ihrer über zehnjährigen Regierungszeit, dass Angela Merkel einräumte, «fehlerhaft» gehandelt zu haben. Das Geständnis kam unter dem Druck der öffentlichen Meinung zustande.

Vier von fünf Deutschen gaben in einer Umfrage an, die Kanzlerin würde dem türkischen Präsidenten zu weit entgegenkommen. Regierungssprecher Seibert hatte bereits am 11. April «unmissverständlich deutlich» gemacht, «die Freiheit der Meinung, der Kunst und der Wissenschaft ist für die Kanzlerin selbstverständlich höchstes Gut und weder nach innen noch nach aussen verhandelbar». Und zwar unabhängig davon, «ob sie persönlich etwas für geschmackvoll oder geschmacklos [...] hält». Insofern war die zehn Tage später nachgeschobene Erklärung der Kanzlerin gegenstandslos. «Ein falscher Fehler», würde Karl Valentin sagen.

## Pflicht der Politiker

Von Kurt Schiltknecht — So wenig die Sorgfaltspflicht bei den Banken den Drogenhandel eingedämmt hat, so wenig würde ein Verbot der Panama-Gesellschaften Kriminalität oder Korruption vermindern.

Der Stellenwert, den die Medien den Panama-Papieren einräumen, könnte den Anschein erwecken, als ob mit deren Veröffentlichung wichtige Wirtschaftsprobleme einer Lösung näher gerückt seien. Doch ausser den Namen einiger prominenter oder korrupter Politiker, Krimineller und Steuerhinterzieher ist nicht viel Neues bekanntgeworden. Dass neben der Wirtschaft auch das organisierte Verbrechen, korrupte Beamte, Politiker und Steuerhinterzieher Panama-Gesellschaften nutzen, weiss man seit Jahren. Es ist naiv, zu glauben, dass mit einem Verbot von Panama-Gesellschaften wichtige Probleme gelöst werden könnten. So wenig die Einführung der Sorgfaltspflicht bei den Banken den Drogenhandel oder die Mafia eingedämmt hat, so wenig würde ein Verbot der Panama-Gesellschaften Kriminalität oder Korruption vermindern. Zu gross sind die Ausweichmöglichkeiten.

Die Veröffentlichung der Panama-Papiere ist Wasser auf die Mühlen der OECD und anderer internationaler Organisationen, die ihr Ziel in einer weltweiten Harmonisierung der Steuersysteme und einer vollständigen Transparenz aller Finanztransaktionen sehen. Beides wäre schädlich. Die Ausschaltung des Steuerwettbewerbs würde nur zu höheren Steuern und damit zu einem noch geringeren Wirtschaftswachstum führen. Auch eine zu weit gehende Einschränkung der Privatsphäre schadet.

Die Panama-Papiere haben den Politikern auch Munition gegeben, um von den fundamentalen Problemen der öffentlichen Schulden und des Ausuferns der öffentlichen Hand abzulenken. Statt undifferenziert über Panama-Gesellschaften herzuziehen, sollte über die Ursachen der Korruption oder Steuerhinterziehung nachgedacht werden. Zu einem nicht unbedeutlichen Teil ist die Korruption die Folge davon, dass zu viele Transaktionen in der Wirtschaft dem Wettbewerb entzogen sind und es immer mehr marktdominierende Unternehmen und öffentliche Institutionen gibt. Ein fehlender oder ungenügender Wettbewerb ist eine Einladung zu Korruption und Betrug. So hätte es beispielsweise ohne marktdominierende Banken keine Manipulation der Libor-Sätze gegeben. Auch die vielen kleinen und grösseren Betrügereien in Märkten, in denen Beamte nicht eindeutig geregelte Bewilligungen erteilen können oder in denen die Zuteilung von

Gütern und Wohnungen nicht über den Preis erfolgt, rufen nach marktwirtschaftlichen Lösungen bei der Korruptionsbekämpfung.

### Sparen ist wichtig

Auch die Komplexität der Steuergesetze, die steuerliche Behandlung von grenzüberschreitenden Transaktionen, eine hohe Progression sowie die Besteuerung der Vermögen und deren Erträge schaffen einen fruchtbaren Boden für die Verwendung von Offshore-Gesellschaften. Wenn dann die Notenbanken mit ihrer Null- oder Negativzinspolitik noch dazu beitragen, dass die Vermögenssteuern die Vermögen nicht nur mindern, sondern sie sogar schrumpfen lassen, werden sich künftig noch viel mehr Leute Gedanken darüber machen, wie sie ihr Erspartes vor dem Fiskus in Sicherheit bringen können.

Eigentlich ist nicht einzusehen, weshalb Ersparnisse, die bereits als Einkommen besteuert worden sind, noch weitere Male besteuert werden sollen. Dennoch fordern immer mehr Politiker unter dem Schlagwort einer gerechteren Verteilung der Vermögen, diese und deren Erträge stärker als bisher zur Einnahmenbeschaffung heranzuziehen. Das wäre allerdings ein Rohrkrepierer. In einer Zeit, in der die Politiker der Bevölkerung vorgaukeln, dass der Staat für alle Eventualitäten im Leben aufkommen werde und deshalb Sparen überflüssig sei, kann

die Vermögensverteilung gar nicht besser werden. Wenn immer weniger Leute sparen, müssen die für ein nachhaltiges Wachstum notwendigen Ersparnisse vom restlichen Teil der Bevölkerung aufgebracht werden, und dessen Vermögensanteil steigt zwangsläufig. Ohne Ersparnisse kann eine Wirtschaft nicht wachsen und vom technologischen Fortschritt profitieren. Deshalb sollten die Ersparnisse, die Vermögensbildung gefördert und nicht durch Steuern behindert werden.

Solange dies die Politiker nicht begreifen und zudem einen Grossteil der verfügbaren Ersparnisse zur Finanzierung der Staatsausgaben verwenden, wird die Geldschwemme der Notenbanken keine langanhaltende Wirkung zeigen. Statt über Panama-Gesellschaften und deren negative Begleiterscheinungen zu lamentieren, sollten die Politiker ihrer wichtigsten Pflicht nachkommen und die Staatshaushalte durch drastische Sparmassnahmen sanieren. Daran führt kein Weg vorbei.





# Orbán des Balkans

Von Boris Kálnoky — Der serbische Regierungschef Aleksandar Vucic festigt mit vorgezogenen Wahlen seine Macht. Offiziell will er Serbien in die EU führen. Sein Herz schlägt jedoch vor allem für seine Nation.



Es ist für gewählte Politiker im Osten und Südosten Europas notorisch schwer, länger als eine Legislaturperiode an der Macht zu bleiben. Nie sind die Wähler zufrieden, gern machen sie von der historisch noch

jungen Freiheit Gebrauch, «die da oben» ein ums andere Mal abzuwählen. «Die da oben» geben ihnen oft genug auch guten Anlass dazu.

So blicken «starke Männer» in der ganzen Region oder solche, die es gerne wären, neidvoll auf Ungarns Ministerpräsidenten Viktor Orbán. Mit seltenem Machtinstinkt und einem feinen Gespür für das, was die Menschen (hören) wollen, regiert dieser seit insgesamt zehn Jahren, hat sein Land seit der Wende auch dann mitgeprägt, wenn er gerade nicht regierte, und ist darüber hinaus zu einer markanten Gestalt der europäischen Politik aufgestiegen.

In Serbien wächst gerade eine ähnlich starke Führungspersönlichkeit heran: Ministerpräsident Aleksandar Vucic. 2014 errang er mit seiner konservativen «Fortschrittspartei» (SNS) einen glänzenden Wahlsieg. Jetzt hat er machttechnisches Geschick bewiesen, als er nach nur zwei Jahren Neuwahlen ansetzte – und wieder haushoch gewann. Mit mehr als 49 Prozent der Stimmen kann er sich für die nächsten vier Jahre auf eine stabile Mehrheit im Parlament stützen.

Vucics politische Vision könnte nicht nur Serbien, sondern den Balkan überhaupt und auch Europa verändern. Er will Serbien in die EU bringen (das Land ist seit 2013 Beitrittskandidat) und ist bereit, dafür die erforderliche historische Aussöhnung mit den früheren Feinden aus den Balkankriegen – Kosovo, Kroatien und Bosnien – anzustreben. Wenn alles nach Plan läuft, entsteht am Ende im Rahmen der EU so etwas wie ein informelles neues Jugoslawien. Zumindest wird es sich für die Menschen so anfühlen, wenn sie irgendwann wie früher ungehindert von Belgrad nach Sarajewo oder Zagreb und umgekehrt reisen können.

Freilich begann Vucic seine Karriere ganz anders: als glühender Nationalist und Propagandaminister des damaligen Diktators Slobodan Milosevic. Noch nicht einmal dessen Sturz genügte, um Vucic eines Besseren zu belehren. Er mutierte zum Leutnant des serbischen Nationalistenführers Vojislav Seselj (der kürzlich vom Haager Kriegsverbrecher-

tribunal freigesprochen wurde). Als der damalige Ministerpräsident Zoran Djindjic, seinerzeit Hoffnungsträger westlich geprägter Reformbestrebungen in Serbien, 2003 von Nationalisten ermordet wurde, feierte Vucic dessen Tod. An der Spitze eines Pulks grönlender Gesinnungsgenossen tauschte er damals das Strassenschild «Boulevard Zoran Djindjic» aus gegen eines, auf dem der Name des in Den Haag als Kriegsverbrecher angeklagten bosnischen Serbengenerals Ratko Mladic stand. Das waren Szenen, die eine tiefere menschliche Frage aufwerfen: Wie anständig kann ein Mann sein, der einst die Ermordung eines anderen feierte?

Sogar als Seselj nach Den Haag ging, um sich dem Kriegsverbrechertribunal zu stellen, blieb ihm Vucic ergeben. Erst 2008, als Seseljs Radikale Partei auseinanderbrach, fand Vucic eine neue Identität als proeuropäischer Konservativer, in einer neuen Partei, der SNS.

In dieser neuen Haut feiert er seither beachtliche Erfolge. Er kann zu einer historischen Figur werden als der Mann, der Serbien in die EU brachte und die Wunden des Jugoslawienkrieges heilte. Er hat um Verzeihung gebeten für das Massaker von Srebrenica, ist nach Albanien gereist, will Bosnien zusammenhalten und das Kosovo-Problem irgendwie lösen.

Gleichwohl ist er kein reiner «Westler». Er hat zwar eingesehen, wie mächtig der Westen in der Region ist und dass nur eine Ausrich-

tung nach Berlin, Brüssel und Washington seinem Land einen Weg nach vorn bietet. Er denkt aber trotzdem national, spricht serbisch fühlende Herzen an, und er denkt gar nicht daran, sich gegen Moskau zu wenden oder Serbiens Freihandelsabkommen mit Russland aufzugeben.

Sein Ziel ist es, den EU-Beitritt zu schaffen, und so ist er bekennender Fan von Bundeskanzlerin Angela Merkel. Aber wäre Serbien bereits in der EU, würde Vucic vermutlich wie Orbán vor allem versuchen, den Spielraum seines Landes innerhalb der europäischen Strukturen auszuweiten. Er sieht genau, wie im Osten der EU eine engere Kooperation der «neuen» Mitgliedsstaaten entsteht, um ihre Interessen notfalls gegen die «West-EU» zu verteidigen. Sein Verhältnis zu Orbán ist ausgezeichnet. Gerade erst weihten die beiden gemeinsam eine Fabrik ein. Ein EU-Beitritt Serbiens würde sicher auch eine Stärkung der «östlichen» EU gegenüber dem «Westen» und «Norden» bedeuten.

## Dunkle serbische Vergangenheit

Bis 2019 sollen die Beitrittsverhandlungen abgeschlossen sein, vorausgesetzt, Kroatien spielt mit und blockiert nicht diverse Verhandlungskapitel. Norbert Beckmann von der Konrad-Adenauer-Stiftung in Belgrad warnt allerdings, dass es aus europäischer Sicht ratsam scheint, einen serbischen Beitritt nach Möglichkeit als «Paketlösung» für den gesamten Westbalkan ins Auge zu fassen. Also mit Montenegro (Beitrittskandidat seit 2012) und Bosnien, welches den Status als Beitrittskandidat gerade erst beantragt hat. Und dann sind da noch Albanien und Mazedonien. Mit anderen Worten, es kann noch dauern. Aber mit Vucic, dem Mann mit dunkler serbischer Vergangenheit, hat die Zukunft begonnen.



Mit ihm hat die Zukunft begonnen: Ministerpräsident Vucic.

## Welche Wende dank den Wahlen

Von Christoph Mörgeli

Die liberalkonservative Schwyzerin Petra Gössi ist jetzt Präsidentin der FDP Schweiz. Oppositionslos. Der liberalkonservative Zuger Gerhard Pfister ist jetzt Präsident der CVP Schweiz. Oppositionslos. Beide neuen Parteipräsidenten politisieren am rechten Rand ihrer Partei. Wahlen können Wunder bewirken. Die drei bürgerlichen Parteien verorten sich mit ihrer neuen Führung endlich wieder rechts der Mitte. Wie ehemals, als es zwischen den bürgerlichen Bundesräten keine Unterschiede gab. Ob Ernst Brugger oder Hans Hürlimann oder Rudolf Gnägi: Sie stammten aus drei Parteien, vertraten aber eine Meinung – bei Unabhängigkeit, Selbstbestimmung, Neutralität, direkter Demokratie, Föderalismus und Marktwirtschaft.

Die FDP tagte im Berner Hotel «National», am selben Ort, wo die Auns alljährlich ihre Jahresversammlung abhält. Mit der Abkehr vom Nationalen seit den neunziger Jahren hat der Freisinn nicht nur viele Wähler (an die SVP) verloren, sondern auch seine Seele. Denn Alfred Escher und Gottfried Keller hielten wie alle andern Bundesstaatsgründer die Freiheit und das Vaterland gleich hoch. Jetzt gibt's bei der FDP Schweizerkreuze, Alphornklänge und Fahنشwinger; mittelalterlich gekleidete Knappen trugen die neue Präsidentin in der Sänfte auf die Bühne.

Bei der CVP sieht man neuerdings jauchzende Treichlergruppen und hellblaue Edelweisschmützen. Der frischgewählte CVP-Präsident erhielt eine alteidgenössische Hellebarde und bedankte sich schlagfertig für dieses nützliche «Führungsinstrument». Weil die CVP «modern» sein wollte, hat sie sich von der urschweizerischen Freiheits- und Unabhängigkeitstradition wie von den Geboten ihrer Kirche abgewandt. Viele katholische Wähler sind deshalb dem Schoss der CVP entlaufen, um einem reformierten Pfarrerssohn zu folgen.

Jetzt fragt sich, ob Petra Gössi angesichts der schwierigen FDP-Basis durchhält. Oder ob sie entnervt aufgibt wie Christiane Langenberger oder Rolf Schweiger. Jetzt fragt sich, ob Gerhard Pfister vom linken Flügel seiner Herz-Jesu-Sozialisten ausgebremst wird und verzweifelt wie Carlo Schmid. Doch vorderhand darf man auch ausserhalb der SVP wieder Patriotismus zeigen. Noch vor kurzem gab's dort für Folklore höchstens ein Naserümpfen. Es kommt besser. FDP und CVP sind da angelangt, wo die SVP vor dreissig Jahren stand.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Warum ist die FPÖ stärker als die SVP?

Von Peter Bodenmann — Die Basis der SVP ist für die «Pro Service public»-Initiative. Und gegen Fr. 1.20 für die A-Post.



Rückkehr in die Vergangenheit: FPÖ-Wähler am Sonntag in Wien.

Die SVP hetzt gegen Ausländer. Die FPÖ auch. Brüssel ist für beide Parteien das Machtzentrum der zentralistischen Planungsteufel. Strache und Co. haben den regierenden Parteien erfolgreich die Schliessung der österreichischen Grenzen aufgezwungen. Die mitregierende SVP versucht dies bisher ohne durchschlagenden Erfolg. Der FPÖ-Kandidat Hofer kam am Sonntag auf 36 Prozent der Stimmen. Die SVP bleibt unter 30 Prozent der Stimmen.

Im Gegensatz zur SVP sind die Freiheitlichen – zumindest auf dem Papier – eine fremdenfeindliche und soziale Partei zugleich. Sie versprechen den Arbeitern und Angestellten die Rückkehr in die Vergangenheit. Jenseits aller neoliberalen Zwänge des internationalen Kapitals. Anders die SVP. Sie sorgt sich ökonomisch nur um die Bauern und Obersten. Der Rest der Verunsicherten wird nur mit fremdenfeindlichem Opium versorgt.

An der Basis sieht es anders aus. Die Mehrheit der SVP-Wählerinnen und -Wähler ist für die «Pro Service public»-Initiative. Sie sieht nicht ein, warum Spitzenmanager mehr verdienen sollen als die bereits fürstlich bezahlten Bundesräte. Sie versteht nicht, warum ein A-Post-Brief bald einmal 1.20 Franken kosten soll. Und warum wir über zu hohe Telefentarife, Roaming-Gebühren und SBB-Preise abgezockt werden. Aus Sicht aller Bundesratsparteien – SVP inklusive – müssen SBB, Post und

Swisscom hohe Gewinne machen, damit man investieren könne. Nur so funktioniere ein zeitgemässer Service public.

Wahr ist genau das Gegenteil. Wenn SBB, Post und Swisscom keine Gewinne in die Bundeskasse abliefern müssen, dann haben sie letztlich zwei Möglichkeiten: Sie können die Tarife senken. Oder mehr in die Zukunft investieren. Beides – richtig kombiniert – mehr als sinnvoll.

In Österreich wäre die FPÖ für die «Pro Service public»-Initiative. Und würde als Schlagobers auf der Torte verlangen, dass alle Rentnerinnen und Rentner pro Jahr fünfzig Stunden gratis telefonieren können.

Genau wegen dieser Differenz stimmten mehr als 70 Prozent der österreichischen Arbeiterinnen und Arbeiter für die FPÖ. Denn die Freiheitlichen sind – zumindest in ihren Versprechen – keine neoliberale Mogelpackung wie die SVP.

Werden die Fremdenfeinde – einmal an der Macht – Europa zerstören? Vermutlich ja. Kommt es in Österreich in einem Monat – so wie letztthin in der Schweiz – zu einem Aufstand der halbwegs Anständigen? Vielleicht. Wird die real nicht mehr existierende Linke aus ihren Niederlagen lernen? Vermutlich nein.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



## That's the risk

Von Kurt W. Zimmermann — Die Medien diskutieren wieder mal ihr Verhältnis zu ihren Werbekunden. Anpassung oder Widerstand?

Wenn mein Südtiroler Wochenmagazin kritisch über die Spar-Handelskette, den Obi-Baumarkt oder die Volksbank schreibt, dann gilt auf der Redaktion erhöhte Vorsichtsstufe. Spar, Obi und Volksbank gehören zu unsern grössten Werbekunden.

Meine Redaktion achtet dann besonders darauf, keine journalistischen Fehler zu machen und so den Grosskunden zusätzlich zu verärgern. Für Journalisten ist das heute selbstverständlich. Es braucht dazu keine Redaktions-Reglemente.

In der Schweiz ist es genauso. Wenn ein Redaktor der NZZ über die Migros und ein Redaktor des *Tages-Anzeigers* über die Swisscom schreiben, dann wissen beide, was Sache ist. Sie schreiben über ein Unternehmen, das ihnen einen schönen Teil ihres Lohnes zahlt. Die Chefredaktion will darum die Artikel vor dem Druck geglesen.

Für Journalisten, welche ihre Geldgeber noch nicht richtig kennen, hier die Liste der grössten Medien-Werbekunden im letzten Jahr: Migros, Swisscom, L'Oréal, Nestlé, Procter & Gamble, Coop, Nivea, Fust und Interdiscount.

In der Verlagsbranche ist wieder mal eine Diskussion darüber ausgebrochen, wie man sich gegenüber Inseratekunden zu verhalten habe. Soll man sie kritisieren, auch wenn es den Entzug von Werbegeldern bedeutet?

### Schleim-Strategie

Ausgelöst hatte die Debatte Hanspeter Lebrument, der Präsident der Schweizer Verleger und Besitzer der *Südostschweiz*. Er ist für Harmonie. Er sagt den Kunden: «Als Verleger kann ich nicht den Helden spielen und dabei einen Grosskunden verärgern.»

Markus Somm, der Chefredaktor der *Basler Zeitung*, widersprach. Er ist für Konflikte. Er sagt den Kunden: «Wenn ihr nicht zufrieden seid mit den Medien, müsst ihr aufhören, Inserate zu schalten.»

Es gibt in dieser Frage kein Schwarz und Weiss. Man kann es so halten wie Verleger Lebrument. Er verzichtet auf kritische Artikel über Grosskunden, weil er finanzielle Einbussen fürchtet. Man kann es so halten wie Chefredaktor Somm. Er publiziert kritische Artikel, findet es aber normal, wenn das zu finanziellen Einbussen führt.

Ich halte die Somm-Sichtweise für realistischer. Ein kleines Beispiel dazu wieder aus Südtirol. Wir haben in unserem Blatt letztes Jahr eine Breitseite gegen den regionalen Bankgiganten Sparkasse gefahren. Natürlich



«Nicht den Helden spielen»: Verleger Lebrument.

mussten wir erwarten, damit einen Inseratenstopp einzufangen. Das ist dann, vorübergehend, auch eingetroffen. Wir sagten uns: «That's the risk.»

Zeitungen werden heute je zu fünfzig Prozent von den Lesern und den Inserenten finanziert. Beide haben gleiche Rechte. So wie ein Leser eine Zeitung abbestellen darf, wenn ihm der Inhalt nicht passt, so darf ein Werbekunde ein Blatt boykottieren, wenn ihm der Inhalt nicht passt. Ich sehe keine gesellschaftliche Verpflichtung von Migros, Swisscom und Sparkasse, Journalisten zu finanzieren.

Es gibt daneben noch die dritte Variante. Es ist die sogenannte Schleim-Strategie. Sie besteht darin, den Anzeigekunden redaktionelle Lobeshymnen zuzusichern. Dazu gründet man spezielle Magazine, in denen die Kunden den Inhalt bestimmen.

Am schamlosesten treibt das die NZZ-Gruppe. In ihrer Luxusbeilage Z werden Anzeigekunden wie Hermès, Chanel und Dior im redaktionellen Teil systematisch vergöttert – natürlich nur jene Kunden, die eine Anzeige schalten. Es ist eine einzigartige PR-Plattform, die sich als Journalismus tarnt.

In die aktuelle Diskussion schaltete sich auch NZZ-Chef Veit Dengler ein. Jede Rücksichtnahme auf Inserenten sei «das Ende der journalistischen Unabhängigkeit», sagte er. In der Branche hat man herzlich gelacht.

## Queen B

Von Beatrice Schlag — Untreue, und was man damit machen kann.

Am letzten Sonntag stellte Sängerin Beyoncé, auch Queen B. genannt, ihr neues Album «Lemonade» vor. Wer Beyoncé ist, wissen auch jene, denen ihre Musik nicht besonders gefällt. Ihre Bilder sind überall. Die Texanerin mit der grossen Stimme ist von makelloser Schönheit, wirkt aber trotz knapper Kostüme immer irgendwie bedeckt. Dass sie schwarz ist, nehmen Weisse oft nur nebenbei wahr, weil ihre Haut sehr hell ist. In «Lemonade» singt Beyoncé über Untreue, jeder Song ist von einem Video begleitet. Klatschberichte darüber, dass die Sängerin, verheiratet mit Rapper und Musik-Mogul Jay-Z, kurz vor der Scheidung von ihrem untreuen Mann stehe, häuften sich in den letzten Monaten. Ihr neues Album, auf dem die Sängerin mit ungewohnt tiefer Stimme überrascht, ist ein kühner Wurf. Darin sind sich Fans und Musikfachleute einig.



Damit ist die Übereinstimmung aber auch schon zu Ende. Während die meisten weissen Kritiker rätseln, wer wohl die in einem Song erwähnte Nebenbuhlerin «Becky mit den schönen Haaren» ist, lesen schwarze Kritiker und vor allem Kritikerinnen ganz anderes in den Texten und Bildern. Sie interessieren sich nicht für «Becky». Sie sind berührt von den in einem Video zitierten Sätzen von Malcolm X: «Die am wenigsten respektierte Person in Amerika ist die schwarze Frau. Die schutzloseste Frau ist die schwarze Frau.» «Lemonade» ist das wütende Album einer betrogenen Frau, die so erfrischende Sätze singt wie «You ain't married to no average bitch, boy. Don't hurt yourself!» Dennoch steht im Mittelpunkt nicht Beyoncé's Leid, sondern die Überforderung schwarzer Frauen in den USA durch die Jahrhunderte.

Bilder aus den Südstaaten, Bilder von Frauen, die für «Black Lives Matter» protestieren, Bilder heruntergekommener schwarzer Wohnviertel. «Es geht um viel mehr als eine Beziehung und eine Untreue», schrieb die schwarze Kritikerin Syreeta McFadden im *Guardian*, «wir alle sind die Frauen, denen man die Kinder wegnahm, damit wir fremde Babys hüten konnten. Die Frauen, von denen jeder erwartet, dass wir Untreue stumm ertragen und zwei Jobs annehmen, wenn unser Mann arbeitslos ist. Ich dachte, «Lemonade» würde mich gut unterhalten. Stattdessen heulte ich stundenlang.»

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf ich mich als Schweizer fragen, warum sich die Deutschen oft mit «Tschüss», «Tschau» oder gar nur «Tschüü» verabschieden, auch wenn ihnen die Person nicht persönlich bekannt ist? *Simon Gygli, Dürnten*

Früher waren Grussformeln ein Minenfeld: Wen durfte man wie anreden? Wo war die feine Linie zwischen lässig und förmlich? Inzwischen sind die sozial bedingten Unterschiede abgeschliffen. Deutsche denken sich nichts dabei, auch Wildfremden ein «Tschüss» zuzurufen. Der Gruss ist egalitär, ein intimeres Vertrauensverhältnis wie in der Schweiz ist nicht nötig. Nur Bayern und andere Süddeutsche tun sich zuweilen schwer: Das Wort klingt ihnen zu zackig-preussisch. Sie bevorzugen das weichere, italienische «Ciao» – allerdings ebenfalls ohne Ansehen der Person.

*Wolfgang Koydl*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Der Kleinstaat Schweiz ist nicht in der Lage, die weltweite humanitäre Katastrophe zu bewältigen.» *Godi Bangerter*

### Es gibt nicht nur Sommaruga

Nr. 16 – «Sommarugas Weg»; Alex Reichmuth über die Schweizer Asylpolitik

Es ist unsinnig, immer wieder Frau Sommaruga für die Schweizer Asylpolitik verantwortlich zu machen. Sie ist keine Diktatorin der Schweiz, die macht, was sie will. Es gibt auch Bundesrat, Nationalrat, Ständerat, die Kantone und auch das Volk. Sommaruga ist bislang immer wiedergewählt worden. Alle Erwähnten machen Asylpolitik. Auch in Deutschland würde Frau Merkel wiedergewählt. Also bitte aufhören, zu mosern, überzeugen Sie lieber die Mehrheit des Wahlvolks. *Peter Szatmari, Wädenswil*

Die Genfer Menschenrechtskonvention legt fest (sehr stark gekürzt): 1. Krieg oder Bürgerkrieg ist kein asylrelevanter Grund. Voraussetzung ist eine konkrete, individuelle Verfolgung durch staatliche Organe. [In fast allen Fällen unzutreffend.] 2. Es muss sich um eine Verfolgungshandlung im Heimatstaat handeln, dessen Staatsbürgerschaft der Asylbewerber besitzt (Ausweis, Reisepass vorweisen). [Die Mehrheit der Asylbewerber wird im Heimatstaat nicht verfolgt. Ausweis-papiere werden vor dem Grenzübertritt vernichtet.] 3. Jeder Flüchtling hat im Gastgeberland die Pflicht, sich dessen Gesetzen, Verordnungen und Massnahmen zu unterwerfen. [Gewisse Volksgruppen stellen eigene Bedingungen. Schweizerische Religionen und Sitten werden missachtet.] 4. Nur Flüchtlinge haben ein Aufenthaltsrecht, die sich in erlaubter Weise in einem Land aufhalten. [Wer aus einem Schengen-Land kommt (etwa Italien), hat kein Aufenthaltsrecht.] Hunderttausende aussereuropäische Immigranten gefährden unsere Volkssubstanz. Auch wer «diesen Zustand nicht verhindert», macht sich nach der Uno-Konvention straffällig. *Ernst Indlekofer, Basel*

Folgendes Bild kommt mir im Zusammenhang mit Sommarugas Asylpolitik in den Sinn: Das Matterhorn ist am Einstürzen. Man kann den Verlauf des Geschehens berechnen. Nur, die Regierung nimmt dieses in Kauf und liefert die Bevölkerung dem gewaltigen Felssturz schutzlos aus. Ein Irrsinn sondergleichen, dem das bezahlende Fussvolk ausgesetzt sein wird, während die Verantwortlichen auf den umliegenden Bergspitzen in der Sonne träumen. *Edith Loosli, Dällikon*

Immer mehr Grossunternehmen werden ins Ausland verkauft oder verlegen ihren Geschäftssitz in die Länder mit tieferen Produktionskosten. Viele KMU verdienen immer weniger und haben Probleme mit den Nachfolgeregelungen,



«Gewaltiger Felssturz»: *Weltwoche*-Titel.

was zur Schliessung und zum Verlust von Arbeitsplätzen führt. Aus obigen Feststellungen lässt sich folgern, dass die vor Ort entstandene Arbeitslosigkeit zunehmen wird.

Im Asylbereich importieren wir täglich neue finanzielle Probleme: Die Einwandernden, viele ohne Schul- oder Berufsausbildung, können in der Schweiz ihren Lebensunterhalt nicht selber verdienen und landen in der Fürsorge. Andere europäische Länder versuchen mit Grenzkontrollen der Lage Herr zu werden. Mit dem neuen Asylgesetz wird die Schweiz in kürzerer Zeit mehr Asylsuchende aufnehmen als bisher. Abgewiesene werden untertauchen und sich mit kriminellen Machenschaften über Wasser halten. Schweizer müssen im Kampf mit Behörden die Anwaltskosten selber bezahlen. Asylsuchenden würden nach dem neuen Asylgesetz Gratisanwälte zur Verfügung gestellt. Auch könnten zum Erstellen von Asylzentren Enteignungen vorgenommen werden. Experten schätzen die jährlichen Kosten auf sechs Milliarden Franken.

Der Kleinstaat Schweiz ist nicht in der Lage, die weltweite humanitäre Katastrophe zu bewältigen. Unser Engagement in diesem Bereich muss auf den Schutz der Flüchtlinge, die an Leib und Leben bedroht sind, beschränkt werden. Ich empfehle dem Schweizervolk, mit einem Nein das Asylgesetz abzulehnen.

*Godi Bangerter, Tschoppach*

Es muss ein erhabenes Gefühl sein, mit der Mimik eines neuen Lottomillionärs ein paar äthiopische Kinder an den Händen durch die Gegend zu führen. Die Sturheit von Justizmi-



nisterin Simonetta Sommaruga in Bezug auf die verfehlte Willkommenspolitik zeugt von einem falsch verstandenen Altruismus. Was Mutti Merkel in Deutschland falsch macht, wird von Sommaruga kommentarlos kopiert. Die Schweiz soll Menschen aufnehmen, die in Gefahr sind, aber nicht all jene, die lieber in einem westlichen Land in der Hängematte liegen, um sich das Leben angenehm zu machen. Fazit: Man kann keine Tür offen lassen, ohne zu wissen, wer kommt. *Armin Grieder, Basel*

#### «Dritter Weg»

Nr. 16 – «Es bröckelt der Lack»; Hubert Mooser über SP-Präsident Christian Levrat

Christian Levrat ist eben kein blaublütiger Sozialdemokrat, sondern ein Produkt der Bewegung des «dritten Weges», ein Genosse des Untergangs. Ausser der Hochfinanz und Teilen der Grossindustrie will neben Christian Levrat und der Operation Libero doch niemand mehr in die EU, wie Gerhard Pfister – wohl richtig – bemerkt hat. *Elisabeth Monika Oesch, Zürich*

#### Endlich die Augen öffnen

Nr. 16 – «Qasim Illis verbotene Pornos»; Kurt Pelda über den Islamischen Zentralrat Schweiz

Die Veröffentlichung des obgenannten Urteils ist wichtig und richtig. Diese Doppelmoral

muss unbedingt öffentlich werden und kann vielleicht einigen Gläubigen die Augen endlich mal etwas öffnen. Herr Illi gibt sich gerne als moralische Instanz – mit welchem Recht?

*Joseph Ernst, Hauterive*

#### Klarer Kopf

Zur geplanten Initiative, die eine Legalisierung von Cannabis erreichen will

Seit Jahren drängen die Drogenliberalisierer auf die Freigabe möglichst aller Drogen. Die gesundheitsschädigende Wirkung von Cannabis wird gezielt verharmlost. Dass nun diverse Schweizer Städte mit Unterstützung von Gesundheitsminister Berset unter dem Vorwand wissenschaftlicher Versuche Cannabisklubs und -abgabestellen einrichten wollen, ist kurzsichtig und verantwortungslos. Das Betäubungsmittelgesetz zählt – auch nach der Revision – Cannabis in Artikel 8 richtigerweise immer noch zu den verbotenen Substanzen. Die nachgewiesenen schädlichen Auswirkungen auf die Gehirnfunktionen, das erhöhte Risiko von Schizophrenie, Psychosen, Krebs und so weiter vor allem bei Jugendlichen müssten eigentlich reichen, dass sogar Gruppierungen und Persönlichkeiten, die sich «liberal» schimpfen – egal, ob grün, rot, oder blau angehaucht –, kapieren,

dass es unverantwortlich ist, den Konsum einer Droge mit diesen Wirkungen und Gesundheitsrisiken freizugeben. Dazu kommt noch das erhöhte Unfallrisiko durch Cannabis im Strassenverkehr und im Berufsalltag. Ich erinnere zudem an die mit 63 Prozent Neinstimmen am 30. 11. 2008 abgelehnte Volksinitiative «Für eine vernünftige Hanf-Politik mit wirksamem Jugendschutz». Gerade unsere Jugend braucht für die Wahrnehmung ihrer Bildungs- und Berufschancen einen klaren Kopf und keinen Cannabisnebel im Gehirn.

*Markus Wäfler, Steinmaur*

#### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förllibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



Meister  
Werk

## Celeste 2013

*Ribera del Duero do, Crianza  
Torres – Ribera del Duero*

«Himmlich.»  
Erdige Kraft.  
Verführerische Fruchtaromen.  
Samtig der elegante Ausklang.

*Arudi Jurdella*

CHF **14.40** netto  
statt 18.00, 75 cl

Jetzt bestellen auf [bindella.ch](http://bindella.ch)  
Gültig bis 8.5.2016

*Bindella*  
la vita è bella



---

# Maurer rechnet ab

---

Der neue Finanzminister Ueli Maurer steht unter Beobachtung wie kaum ein Bundesrat vor ihm. Von seiner Vorgängerin Eveline Widmer-Schlumpf übernimmt er ein schwieriges Erbe. Sein grosses Ziel: Deregulierung. *Von Hubert Mooser*



«Unglaubliche innere Balance»: Bundesrat Maurer.



Die Geschichte ist in Zürcher SVP-Kreisen legendär und wird von Schlachtrössern wie Toni Bortoluzzi genüsslich weiterverbreitet: «Aus dem wird wohl nie etwas», soll der einflussreiche SVP-Bauernpolitiker Karl Bertschinger gesagt haben, als er 1983 den neu ins Zürcher Kantonsparlament gewählten Ueli Maurer aus der Ferne beurteilte.

Der fast neunzigjährige Bertschinger kann sich heute zwar nicht mehr an alle Details erinnern. Aber offenbar tat er den Ausspruch damals wegen Maurers etwas wilder Kraushaarfrisur. «Wir haben aber schnell gemerkt, dass Ueli Maurer über eine rasche Auffassungsgabe und eine hohe Einsatzbereitschaft verfügte», sagt Bertschinger über Maurer.

Die Episode ist bezeichnend für die gesamte Karriere von Maurer. Egal, was er anpackte und leistete, stets haben ihn Freund und Feind unterschätzt. Überzeugt von sich selber, liess sich Maurer nicht beirren und schaffte es so in höchste Staatsämter.

Nach sieben Jahren als Verteidigungsminister leitet er seit Beginn dieses Jahres neu das einflussreiche Finanzdepartement. Eingekeilt zwischen feindlichen Machtblöcken, muss er nun als Säckelmeister der Schweiz die Wünsche der anderen Bundesräte und des Parlamentes nach mehr Geld abwehren – und wird dabei von allen politischen Lagern scharf beobachtet.

Die Linke deutet jedes Kopfnicken und Schweigen des Finanzministers bei der Beratung zur Unternehmenssteuerreform III als stilles Zugeständnis hinsichtlich weiterer

---

## Ob Lob oder Kritik: Maurer trägt es mit einer Unerschütterlichkeit, die tief in ihm verwurzelt ist.

---

Steuergeschenke des Bürgerblocks an die Wirtschaft und als Verletzung der bundesrätlichen Kollegialität. SP-Nationalrätin Susanne Leutenegger Oberholzer (BL) warf ihm jedenfalls vor, er habe zu wenig engagiert die Vorlage des Bundesrates vertreten – nachdem die bürgerliche Mehrheit in der Kommission die Dividendenbesteuerung für Aktionäre von 70 Prozent auf 50 Prozent drückte und auch die Abschaffung sämtlicher Stempelsteuern beschloss.

### Lob vom politischen Erzfeind

Maurer sagt dazu: «Die Abschaffung aller Stempelsteuern könnte für den Finanzplatz Schweiz ein vorteilhaftes Projekt sein. Damit liessen sich neue Firmen ins Land holen.» Das müsse man aber langfristig planen. Kurzfristig verkrafterte die Bundeskasse keine solchen Steuerausfälle.

Trägt Maurer im Auftrag der Kommission die Wünsche der Banken in die Beratung zum Finanzdienstleistungs- und Finanzinstituts-

gesetz, drehen ihm Parlamentarier und die Medien einen Strick daraus. Die Vorlage regelt die Voraussetzungen für das Erbringen von Finanzdienstleistungen.

Seine Vorgänger Hans-Rudolf Merz (FDP) und Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) gingen bei anderen Finanzvorlagen auch so vor, ohne dass dies gross skandalisiert wurde. Zeigt hingegen Ueli Maurer im Nachgang zur Veröffentlichung der Panama-Papiere Verständnis für die Offshore-Aktivitäten von Vermögenden, poltert SP-Präsident Christian Levrat, Maurer singe als Schweizer Finanzminister das hohe Lied der Steuerkriminalität – was Maurer entschieden in Abrede stellt.

Dazu kommt das Ringen mit den Parteifreunden und bürgerlichen Finanzpolitikern um einen Gegenvorschlag zur Bankgeheimnis-Initiative. Das Volksbegehren von Bankier und Nationalrat Thomas Matter will die steuerliche Aufweichung des Bankgeheimnisses im Inland verhindern. Einzelne Parteifreunde finden, der Finanzminister zeige bisher wenig Begeisterung dafür. Ihnen entgegnet Maurer: «Der Bundesrat lehnt die Initiative ab und hat zum Gegenvorschlag noch keine Stellung bezogen.» Die Kommission arbeite seit Monaten an einem entsprechenden Vorschlag.

Der Eindruck über Maurer in seinem neuen Amt ist einhellig: Als Finanzminister sei er kaum wiederzuerkennen. Er trete hochmotiviert auf und erlebe eine Art zweiten politischen Frühling, fasst es BDP-Präsident Martin Landolt (GL) zusammen. Dabei sei er anfänglich eher skeptisch gewesen, ob Maurer es tatsächlich packe. Immerhin habe seine Vorgängerin Eveline Widmer-Schlumpf grosse Fussstapfen hinterlassen. Doch Maurer habe seine Dossiers erstaunlich gut im Griff.

Bei so viel Lob vom politischen Erzfeind könnte es einem fast unheimlich werden. Aber ob Lob oder Kritik: Maurer trägt alles mit einer Unerschütterlichkeit, die tief in ihm verwurzelt ist. Er musste von klein auf lernen, den widrigsten Geschicken zu trotzen, sonst wäre er ihnen längst erlegen. Zum Beispiel auch während der zum Teil schwierigen Jahre als Verteidigungsminister.

Maurer betont bei jeder Gelegenheit, wie gerne er das VBS geleitet hat. Im Gespräch ist zu spüren, dass es ihm nicht gleichgültig ist, wie seine Zeit an der Spitze dieses Departementes beurteilt wird. «Ich habe immer die Situation so dargestellt, wie sie tatsächlich war», sagt er im Rückblick. Zu Beginn seiner Amtszeit im VBS habe er die Kampfjet-Beschaffung nicht als prioritäres Projekt eingestuft. Aber im Parlament habe man ihm das später als politische Finte ausgelegt. Vielleicht sei er halt manchmal ein bisschen zu ehrlich für die Politik in Bern.

Als VBS-Chef hatte Ueli Maurer ein grosses Ziel vor Augen: den Niedergang der Armee stoppen. Von Anfang an habe er gesagt, er

brauche dazu ein Budget von 5 Milliarden Franken. Dieses Geld sei nötig für die vollständige Ausrüstung, eine bessere Ausbildung sowie für die Mobilisierungsbereitschaft. Deswegen sei er sogar von SVP-Vertretern belächelt worden, die damals ebenfalls nicht mehr als 4 Milliarden für das Militär ausgeben wollten. Maurer beharrte aber auf den 5 Milliarden – und erhielt am Ende die finanziellen Mittel. Die Armee sei heute genau dort, wo sie sein müsse, und etwa im Vergleich mit Deutschland sehr gut aufgestellt, resümiert er. «Es wäre schön gewesen, wenn wir mit dem Gripen auch gewonnen hätten, aber wenn der neue Kampfjet jetzt erst in fünf Jahren kommt, ist das zu verkraften.»

### Steiler Aufstieg im Kanton

Viele Parteikollegen vermissten beim SVP-Bundesrat vor allem den Schwung. Aufgrund der unsicheren Zeiten – Krieg in Europa und in angrenzenden Gebieten, Migrantenwellen, islamistischer Terror – hätte es seine eigene Partei gerne gesehen, wenn der Verteidigungsminister sein Gewicht öffentlichkeitswirksam in die Waagschale geworfen hätte. Doch diese Erwartungshaltung brachte Maurer nicht aus der Ruhe. «Er verfügt über eine unglaubliche innere Balance», sagt SVP-Generalsekretär Martin Baltisser.

Wenn man wissen will, wie Maurer tickt, muss man aber zu seinen Anfängen zurückkehren. Maurer hat kein reiches Elternhaus im Rücken, das ihm den Weg ebnete. Die Maurers bewirtschafteten einen Pachtbauernhof von 20 Hektaren am Bachtel über dem Pfäffikersee. Die einfache Herkunft spornte ihn umso mehr dazu an, etwas aus seinem Leben zu machen. Maurer fiel in der Schule als Klassenprimus auf. Doch trotz der Empfehlung seiner Lehrerin ging er in die Lehre statt aufs Gymnasium

---

## Stilvolles Lesen



[www.devencor.com](http://www.devencor.com)

DEVENCOR AG - STÄDTCHEN 24 - 8730 UZNACH



und bildete sich dann als Buchhalter weiter. Von nun an ging es rasch und steil nach oben. Mit 23 Jahren leitete er einen Betrieb mit über fünfzig Mitarbeitern in seiner Wohngemeinde Hinwil. Maurer schloss sich der SVP an, fünf Jahre später schaffte er aus dem Stand die Wahl in den Gemeinderat. 1983 kandidierte er für den Kantonsrat und gewann überraschend die Wahl. «Eigentlich hat niemand damit gerechnet», erinnert sich Karl Bertschinger. Vier Jahre später ist er Fraktionspräsident, weitere vier Jahre später Präsident des Kantonsrates. Dabei habe Maurer nie den Eindruck erweckt, als verfüge er über einen Masterplan für seine politische Karriere, sagt Bertschinger. Maurer selber findet, das habe sich halt alles von selbst so ergeben.

Doch in seiner Laufbahn blieb auch der Hinwiler nicht von Rückschlägen verschont. Er kandidiert erfolglos für den Zürcher Regierungsrat. Das Volk zog ihm SP-Kandidat Moritz Leuenberger vor, der zuvor als Präsident einer parlamentarischen Untersuchungskommission den Fichenskandal in Bundesbern untersucht hatte.

### Keine Zeit zum Jassen

Ueli Maurer steckte die Niederlage weg, tourte als «Ueli der Pächtersohn» im drauffolgenden Herbst bei den Parlamentswahlen 1991 durch seinen Bezirk und wurde Nationalrat. Beruflich war er 1994 einer der Treiber hinter dem Zusammenschluss von sechs landwirtschaftlichen Genossenschaftsverbänden zum Agro-Konzern Fenaco. Maurer kandidierte für das Fenaco-Präsidium und scheiterte knapp. Aber zu diesem Zeitpunkt hatten ihn SVP-Vordenker Christoph Blocher und SVP-Präsident Hans Uhlmann längst für andere Aufgaben im Visier.

Maurer sollte den Thurgauer Uhlmann an der Parteispitze ablösen. «Weil er Zürcher war, gab es aber damals Widerstand gegen seine Wahl», erzählt Uhlmann, der bis heute mit Maurer Kontakt hält.

Zwischen Zürcher und Bernern SVPlern tobte ein Richtungsstreit. Maurer musste bei der entscheidenden Versammlung den Saal verlassen, während drinnen der Kampf um die künftige Parteilinie mit harten Bandagen ausgetragen wurde. Am Ende obsiegten die Zürcher, und Maurer wurde neuer Parteichef – gegen den Willen der Berner und welschen SVP-Vertreter. Etwa zu gleicher Zeit übertrug ihm auch der damalige Vorstand des Zürcher Bauernverbandes die operative Leitung des kantonalen Bauernverbandes.

Job, Politik, Familie, irgendwie bringt er alles unter einen Hut. In diesen Jahren offenbarte Maurer eine weitere Facette seiner vielschichtigen Persönlichkeit: eine überdurchschnittliche Belastbarkeit. Er sei ständig auf Achse gewesen und praktisch jeden Abend bei einer SVP-Sektion zu Besuch, sagen frühere

Zürcher Weggefährten wie Bortoluzzi. Maurer gründet als Parteichef über 600 neue Sektionen. Einen Jass klopfen mit Parteikollegen, wie er das während seiner Anfänge in Bern tat, sei zeitlich leider nicht mehr drin gelegen, bedauert der frühere SVP-Nationalrat Elmar Bigger (SG) noch heute.

Ganz nahe an sich heran lässt Maurer niemanden. Auch Menschen, die ihn seit Jahrzehnten kennen, beschreiben ihn als unnahbar, obwohl er als volksnaher Bundesrat gelte. Maurer sei irgendwie nicht fassbar, sei zwar ein umgänglicher und geselliger Zeitgenosse, gehe aber Konflikten aus dem Weg und gehöre nicht zu jenen Menschen, die im Umgang mit Kollegen sogleich alles von sich preisgeben würden. Maurer ist etwas erstaunt über die Beschreibung seiner Person: Er selbst hält sich nicht für unnahbar. Das liege wohl auch daran, dass Maurer von Natur aus ein schüchterner Mensch sei und nicht gerne im Rampenlicht stehe, glauben andere. Als Kind habe er diese Angst mit Klettern und Skispringen überwunden, schrieb vor Jahren die *Bilanz*.

Zu Partei-Übervater Christoph Blocher pflegte er keine sehr enge Beziehung. Er sei Blocher vielleicht nicht so nahegestanden wie sein Nachfolger Toni Brunner, sagt Maurer. Politisch hätten sie aber gut harmoniert. Blocher gab intern die Linie vor, Maurer vertrat den Parteikurs nach aussen, manchmal mit unzimperlichen Methoden. Das bekam der eigene Bundesrat Samuel Schmid (BE) zu spüren, der gegen den Willen der Parteileitung vom Parlament in die Landesregierung gehievt wurde. Das bekamen aber auch Journalisten zu spüren, wenn sie dem SVP-Präsidenten mit Fragen auf die Nerven gingen.

Der Erfolg gab Maurer recht. Die SVP gewann ab 1995 eine Wahl nach der anderen. Maurer teilte aus und steckte ein – mit einer Gelassenheit, als habe er einen Grossteil seines Lebens in einem buddhistischen Kloster verbracht. Nur eines gelang ihm nicht: aus dem Schatten von Christoph Blocher zu treten. Das zeigte sich nach dem grossen Wahlsieg 2003. Der SVP-Kandidat für den Bundesrat hiess nicht Maurer, sondern Blocher. Erst nach dessen Abwahl 2007 kam Maurer zum Zug.

### Gegensteuer

In dieser Zeit durchlebte die Partei gerade ihre schwerste Krise. Die abtrünnigen SVP-Bundesräte Eveline Widmer-Schlumpf und Samuel Schmid hatten mit der BDP ihre eigene Partei gegründet. Ein Jahr später trat Schmid zurück, bei den Ersatzwahlen stellte die SVP Christoph Blocher und Ueli Maurer auf. Maurer siegte schliesslich knapp vor Hansjörg Walter – weil das Parlament in ihm wohl das kleinere Übel gesehen habe, witzelte Parteichef Toni Brunner letzten Samstag bei der Delegiertenversammlung im bernischen Langenthal. Maurer sei gerade erst drei Monate im

Finanzdepartement, aber bereits denke kein Mensch mehr an die Vorgängerin.

Dem Finanzminister wird seine Vorgängerin allerdings noch etwas länger in Erinnerung bleiben, als ihm lieb ist. Widmer-Schlumpf hat Maurer mit ihrer Steuerregulierungspolitik ein schweres Erbe hinterlassen. Gegen 200 neue Stellen, so schätzt Maurer, müssten in den kommenden Jahren zur Bewältigung der von Widmer-Schlumpf, Bundesrat und Parlament aufgegleisten Regulie-

---

## Nur eines gelang ihm nicht: aus dem Schatten von Christoph Blocher zu treten.

---

rungen geschaffen werden. Die Umsetzung des automatischen Informationsaustausches, die Erledigung von Rechtshilfesuchen als Folge des Fatca-Abkommens mit den USA und die vielen neuen Doppelbesteuerungsabkommen bescherten der Steuerverwaltung einen erheblichen Mehraufwand.

Maurer ist fest entschlossen, hier Gegensteuer geben. «Wir haben in den letzten Jahren ein wenig überreguliert», sagt er, «wir sind weiter gegangen als andere Länder, manchmal fast in vorauseilendem Gehorsam.» Man habe Sachen gemacht, die in dem Ausmass nicht nötig gewesen seien. Jetzt müsse man halt womöglich wieder einen Schritt zurückgehen. «Wir müssen die Schweizer Interessen international besser einbringen», sagt er weiter.

Ein Ziel hat sich Maurer also ganz gross auf die Fahne geschrieben: Deregulierung. «Wir brauchen dazu eine Änderung von Gesetzen und Verordnungen.» Wo man den Hebel dazu genau ansetzen muss, soll seine Finanz- und Steuerverwaltung in den kommenden Wochen ausloten.

Grosses plant Maurer auch in der Zollverwaltung – nämlich die komplette Erneuerung der Informatik. Kostenpunkt: gegen 560 Millionen Franken. «Damit lassen sich die Camions bei der Zollkontrolle schneller und effizienter abwickeln.» Die Wirtschaft könne mit dem neuen System online verzollen.

Zuerst muss Maurer aber den finanziellen Handlungsspielraum zurückgewinnen. In der aktuellen Situation ist jedes neue Projekt, jede neue Stelle ein schwieriger Spagat, das musste er auch bei der Bundesratssitzung vor einer Woche erfahren. Innenminister Alain Berset hatte für seine Krankenkassenaufsicht drei zusätzliche Stellen beantragt, bekam am Ende aber bloss zwei. Der Sozialdemokrat maulte, der Finanzminister plane teure EDV-Projekte, ihm verweigere man aber eine Stelle.

Zu dieser Auseinandersetzung im Bundesrat ist Ueli Maurer kein Wort zu entlocken. Aber eines ist sicher: Auch das wird ihn nicht aus der Balance bringen. ○



# Für Bauern mit Weitblick.

«Die BauernZeitung bietet uns  
wichtige Entscheidungshilfen für  
den Ausbau unseres Betriebes.»

Ulla und Christian Bosshard, Igis/GR

Die **NEUE**  
BauernZeitung



Die neue BauernZeitung informiert Sie jetzt noch aktueller über  
Marktgeschehen, Landwirtschaft und Politik. Umfassend und überall:

- Regionalausgaben für die Nordwest-, Ost- und Zentralschweiz
- Online-Zeitung/Marktplattform
- BauernZeitung-App

Schweizer Agrarmedien AG  
Dammweg 3, 3000 Bern 22,  
Abodienst Tel. 031 958 33 37

[www.bauernzeitung.ch](http://www.bauernzeitung.ch)

Jetzt 4 Wochen kostenlos  
kennenlernen und eine  
Ferienwoche auf Sizilien  
gewinnen!

[www.bauernzeitung.ch](http://www.bauernzeitung.ch)

**agrarreisen**

**BAUERNZEITUNG**

Von Bauer zu Bauer.

# «Alex» weiss von nichts

Ein Abteilungsleiter des Luzerner Migrationsamts steht vor Gericht – ausgerechnet wegen Verstössen gegen das Ausländergesetz im Sexmilieu. Bis zu den Recherchen der *Weltwoche* hielt die Verwaltung den peinlichen Fall unter dem Deckel. Von Philipp Gut und Carmen Segovia (Illustration)

Der Angeklagte – eine unscheinbare Figur mit filigraner Brille, Glatze, Jeans und graugestreiftem Hemd – spricht anfangs so leise, dass ihn Gerichtspräsident Peter Studer auffordern muss, er möge doch so laut und deutlich reden, dass man ihn auch versteht. Hans Müller (Name geändert) stand am Donnerstag letzter Woche vor dem Luzerner Bezirksgericht. Die Sache ist ihm offensichtlich peinlich, auch sein Verteidiger betont, die öffentliche Verhandlung setze seinem Mandanten zu.

Tatsächlich hat es die Konstellation in sich: Die Staatsanwaltschaft beschuldigt den Abteilungsleiter des Luzerner Amtes für Migration (mittlerweile ist ihm gekündigt worden), das Ausländergesetz verletzt zu haben. Der Hauptvorwurf lautet auf «Erleichterung des illegalen Aufenthalts». Hinzu kommen Verstösse gegen das Waffengesetz. Schliesslich beschuldigt die Staatsanwaltschaft den Staatsdiener, widerrechtlich grosse Mengen von Arzneimitteln eingeführt zu haben. Das Urteil wird in diesen Tagen erwartet. Der Verteidiger plädiert auf Freispruch seines Mandanten. Es gilt die Unschuldsvermutung.

Die Geschichte von Hans Müller ist die Geschichte eines hochrangigen Beamten – er vertrat die Luzerner Migrations- und Fremdenpolizeibehörden auch gegenüber anderen Kantonen –, dessen privates Leben mutmasslich nicht nur mit dem Gesetz, sondern auch mit seinem Beruf kollidiert. Darin liegt eine gewisse persönliche Tragik: Seine Kollegen und Freunde aus Polizei und Staatsanwaltschaft, mit denen er früher täglich eng zusammenarbeitete, seien zu seinen Feinden geworden, sagte Müller vor Gericht. Er sei «tief enttäuscht» von ihnen, sie wollten ihn «fertigmachen».

Der Fall begann vor gut einem Jahr. Am 12. März 2015 erhielt Müller einen Anruf von der Luzerner Polizei. Er werde als Auskunftsperson aufgeboten, teilte sie ihm mit. Müller befand sich gerade beruflich in der Bundesstadt Bern und reiste umgehend nach Luzern zurück. Doch rasch weiteten sich die Ermittlungen aus: Müller geriet selbst in das Verfahren. In der Folge kam es zu insgesamt vier Hausdurchsuchungen bei ihm, eine davon sogar an seinem Arbeitsplatz.

Vor Gericht musste Müller, wie es routinemässig geschieht, zuerst seine private Situation erklären, die in diesem Fall allerdings direkt mit seinen mutmasslichen Vergehen zu tun hat. Müller ist mit einer Chinesin verhei-

ratet und hat zwei Stiefsöhne. Mit seiner Frau lebe er jedoch kaum mehr zusammen, er sehe sie selten. Dennoch habe er ihr gegenüber verheimlicht, dass er eine Freundin habe – ebenfalls eine Chinesin. Nennen wir sie Mae. Diese reiste offiziell als Touristin in die Schweiz ein. Spätestens seit Sommer 2014 war sie nach Müllers eigenen Angaben mit ihm bekannt. Es sei «Liebe auf den ersten Blick» gewesen.

## Familiennachzug für die Geliebte

Schliesslich kommt noch eine dritte Frau ins Spiel – ebenfalls eine chinesische Staatsangehörige. Sie soll hier Yue heissen. Mit ihr nahmen die Ermittlungen gegen Müller ihren Lauf: Yue wurde im März 2015 in Luzern verhaftet, dabei trug sie ein Mobiltelefon auf sich, das Hans Müller gehörte. Yue verschwand zwar bald wieder ins Ausland, doch das beschlagnahmte Handy wies die Ermittler auf Spuren, die ins Sexmilieu führten. Müllers Freundin Mae habe das Telefon ihrer Kollegin Yue ausgeliehen, sagte der Angeklagte vor Gericht. Er habe das Gerät seiner Freundin geschenkt.

Auf dem Telefon, das normalerweise Mae, Müllers Geliebte, benutzte, fanden die Ermittler die Nummer eines Escortservice. Zudem stellten sie mehrere Nachrichten sicher, die von Müllers Handy ausgingen und Angebote

## Schliesslich kommt noch eine dritte Frau ins Spiel – ebenfalls eine chinesische Staatsangehörige.

käuflicher Liebe enthielten: «One night is 1000 Franken», heisst es da etwa. Die Nummer des Escortservice fand sich auch auf Müllers Geschäftscomputer. Sie sei bei einem Update übernommen worden, erklärte er vor Gericht.

Aus diesen Aktivitäten im Sexmilieu leitet die Staatsanwaltschaft ab, dass der Angeklagte seiner chinesischen Freundin bei der Ausübung einer gewerblichen Tätigkeit half, die sie – offiziell als Touristin gemeldet – nicht hätte ausüben dürfen.

Hinzu kommen weitere mutmassliche Handlungen, die den Tatbestand der «Erleichterung des rechtswidrigen Aufenthaltes» erfüllen. Müller besorgte seiner Freundin Mae eine Wohnung in der Stadt Luzern, die er über eine Firma mietete, die ihm und seiner Frau gehört (mit der er angeblich kaum mehr etwas zu tun hat). Er selbst habe in dieser Wohnung

übernachtet, «wenn es ging», sagte Müller an der Verhandlung des Bezirksgerichts. Auch habe er dort für sich einen Arbeitsplatz eingerichtet. In dieser Wohnung fand die Polizei erhebliche Mengen von Kondomen.

Müller habe, so die Anklage weiter, seiner Freundin Mae auch ein Auto zur Verfügung gestellt sowie einen Deutschkurs bezahlt. Dort habe er sie allerdings nicht unter ihrem eigenen Namen, sondern unter demjenigen seiner ebenfalls chinesischen Ehefrau angemeldet.

Besonders erstaunlich ist die folgende Episode: Im Kanton Nidwalden, wo er seinen Hauptwohnsitz hat, stellte Migrationsbeamter Müller den Antrag auf Familiennachzug für seine Freundin Mae – obwohl er verheiratet ist. Er habe diese Möglichkeit mit seinen Berufskollegen abgeklärt, sagte Müller zum Erstaunen der Richter. Auch gegenüber der Chefin des Nidwaldner Migrationsamts habe er «alles offengelegt».

Auf die Frage von Gerichtspräsident Studer, wie es einem verheirateten Mann möglich sei, seine Geliebte mittels Familiennachzug in die Schweiz zu holen, antwortete Migrationsexperte Müller, es gebe einen Weg – nämlich bei einem gemeinsamen Kind. Und seine Freundin Mae sei damals schwanger gewesen. An diesem Punkt kippten Müllers Ausführungen erneut in Vorwürfe gegenüber den Behördenkollegen: Mae war im Frühjahr 2015 drei Wochen lang in Untersuchungshaft, und dies sei auch «das Ende der vermuteten Schwangerschaft» gewesen.

## Schusswaffen, Schlagstock, Messer

Neben den mutmasslichen Verstössen gegen das Ausländergesetz wirft die Anklage Hans Müller überdies den widerrechtlichen Besitz von Waffen und das Missachten der Meldepflicht vor. In seiner Wohnung stellten die Ermittler ein Sturmgewehr AK-47, eine halbautomatische Maschinenpistole samt Schalldämpfer, eine Armeepistole, ein Springmesser, zwei Schmetterlingsmesser sowie einen Teleskop-Schlagstock sicher. Waffenerwerbsscheine besitzt Müller nicht. Er habe die Schusswaffen seit mehr als zwanzig Jahren und sei sich nicht bewusst gewesen, dass er sie nach neuem Waffengesetz hätte melden müssen, sagte er. Die verschiedenen Messer und der Schlagstock gehörten nicht ihm. Wer deren Besitzer sei, wisse er nicht. Auf die Frage des Gerichtspräsidenten, wie er sich erkläre, dass sich in seiner Wohnung Waffen befänden, von denen er





«Liebe auf den ersten Blick».

nicht wisse, wem sie gehörten, antwortete Müller, es gebe halt einen «Haufen Waren» in der Wohnung.

Schliesslich wird das Gericht auch über Verstösse gegen das Arzneimittelgesetz zu befinden haben. Die Anklage wirft Müller vor, grosse Mengen an rezeptpflichtigen Medikamenten aus Grossbritannien eingeführt zu haben, die über den erlaubten Eigengebrauch für einen Monat hinausgehen. Der Angeklagte macht geltend, nichts von dieser Gesetzesbestimmung gewusst zu haben.

Im Zentrum stehen aber die mutmasslichen Widerhandlungen gegen das Ausländerrecht. Auch dort gibt sich Hans Müller komplett ahnungslos. Er betonte wiederholt, nichts von den Tätigkeiten seiner Freundin Mae im Escortservice-Geschäft gewusst zu haben. Vor

Gericht bestritt Müller, den die Chinesinnen mit dem Spitznamen «Alex» riefen, identisch mit einem Online-User namens «Alex 66» zu sein, der für die Dienste von Mae warb («heiser, zärtlicher Sex»). Laut den Ermittlern soll Müller bei der Übersetzung und Formulierung von Sexanzeigen geholfen haben. Auch dies bestreitet er. Es habe sich «nur um einzelne Wörter» gehandelt, ohne dass er gewusst habe, worum es dabei ging.

Unwissenheit und Naivität total also – auch bei einer weiteren Szene. Eines Tages klingelte es an der Tür zur Wohnung, die Müller Mae zur Verfügung stellte. Müller war ebenfalls zugegen. Er ging nach unten und überreichte dem Betreiber einer Internetsex-Site persönlich 600 Franken. Das Geld war für ein einschlägiges Inserat bestimmt. Vor Gericht sagte

Müller aus, er habe nicht gewusst, wofür er dem Sexsite-Betreiber das Geld aushändigte. Sein Name ist «Alex», und er weiss von nichts.

Die Staatsanwaltschaft sieht die Vorwürfe als bewiesen an und beantragt eine Strafe von 110 Tagessätzen à 190 Franken sowie eine Busse von 6200 Franken. Der Verteidiger verlangt Freispruch in sämtlichen Punkten.

Der Luzerner Verwaltung ist es bis zu den *Weltwoche*-Recherchen über ein Jahr lang gelungen, den peinlichen Fall unter dem Deckel zu halten. Es galt offenbar eine Art Geheimhaltungspflicht, Medienkontakte waren untersagt. Seit den ersten Einvernahmen im März 2015 bezieht Abteilungsleiter Müller immer noch seinen Lohn. Die Zahlungen laufen weiter bis Juni, dann endet die Kündigungsfrist. ○

# Vorteil minderjährig

Die Zahl der Asylbewerber, die angeblich noch nicht achtzehn Jahre alt sind, steigt rasant. Minderjährige haben Anrecht auf spezielle Betreuung und können fast immer in der Schweiz bleiben. Die Zunahme stellt die Kantone vor immer grössere logistische und finanzielle Probleme. *Von Alex Reichmuth*

Die Entwicklung ist eindrücklich. Letztes Jahr kamen 2736 Asylbewerber in die Schweiz, die als minderjährig galten. Das waren fast dreieinhalbmal so viele wie 2014 und rund achtmal mehr als 2013. Die grosse Zunahme hat mit dem allgemeinen Anstieg der Asylgesuche in diesen zwei Jahren zu tun – aber nicht nur: Lag der Anteil der Asilmigranten unter achtzehn Jahren zwischen 2010 und 2013 noch unter 2 Prozent, stieg er 2014 auf 3,3 Prozent und letztes Jahr sogar auf 6,9 Prozent.

Wer an unbegleitete minderjährige Asylbewerber denkt, stellt sich in der Regel syrische Kinder vor, die noch lange nicht erwachsen sind und mit letzter Not dem Bürgerkrieg in ihrer Heimat entkommen sind. Die Realität sieht etwas anders aus. Rund zwei Drittel aller «Kinderasylanten» sind sechzehn oder siebzehn Jahre alt, stehen also kurz vor der Volljährigkeit. Zudem kommen diese Minderjährigen überwiegend aus Eritrea und Afghanistan. Letztes Jahr stammten 44 Prozent aller unbegleiteten minderjährigen Asylanter aus Eritrea (1191 Personen) und 33 Prozent aus Afghanistan (909 Personen). Lediglich 228 Minderjährige (8 Prozent) kamen aus dem Kriegsland Syrien.

## Afrika an der Spitze

Auffallend ist auch, dass der Anteil Minderjähriger unter den Asylanter bei den Herkunftsländern stark variiert. Weit unterdurchschnittlich war er letztes Jahr etwa bei China (2,4 Prozent), Irak (1,7 Prozent) und Sri Lanka (1 Prozent). Besonders viele Minderjährige unter den Asylbewerbern gab es bei einigen Ländern Afrikas wie Guinea (Anteil 10,9 Prozent), Somalia (8,7 Prozent) und Äthiopien (6 Prozent). An der Spitze aber lagen Eritrea mit einem Anteil von 12 Prozent Minderjähriger vor Afghanistan mit 11,6 Prozent. Eritrea und Afghanistan waren letztes Jahr auch bezüglich der Zahl aller Asylsuchenden an erster beziehungsweise zweiter Stelle. Allgemein lässt sich sagen: Je mehr Asylbewerber aus einem Land kommen, desto höher ist tendenziell der Anteil an Minderjährigen unter ihnen.

Asylsuchende, die nicht volljährig sind, haben in der Schweiz Anrecht auf besondere Betreuung. Ihre Asylgesuche werden prioritär behandelt. Zudem bekommen sie eine Vertrauensperson zur Seite gestellt, die sich um ihre Interessen kümmert – oft in Form eines Beistands. In vielen Kantonen wohnen Minderjährige in speziellen Unterkünften oder bei Pflegefamilien, werden intensiv geschult und bekommen



Über Facebook bestens informiert: jugendliche Asylbewerber in Losone TI.

besondere Zuwendung. Asylanter unter achtzehn Jahren müssen im Weiteren bei abgelehntem Asylentscheid kaum fürchten, das Land wieder verlassen zu müssen. Letztes Jahr mussten nur neun Prozent von ihnen die Schweiz wieder verlassen. Insgesamt haben Minderjährige beträchtliche Vorteile gegenüber erwachsenen Asylanter.

## Instruktionen von Schleppern

Fragt man beim Bund nach den Ursachen für die Zunahme minderjähriger Asylbewerber, bekommt man nur Gründe geliefert, die nichts mit der Schweiz zu tun haben. «Das Geld, welches sich die Familien zur Finanzierung der Flucht leihen, reicht oft nur für eine Person», schreibt das zuständige Staatssekretariat für Migration (SEM). Darum würden vermehrt Kinder auf die Flucht geschickt. «Weiter sind Familien zum Teil durch Konflikte und Fluchtbewegungen auseinandergerissen worden,

was ebenfalls zu unbegleiteten Minderjährigen führen kann», heisst es.

Laut Kennern der Asilmigration ist aber auch die Vorzugsbehandlung minderjähriger Asylbewerber eine Ursache dafür, warum immer mehr kommen. Dank Medienkanälen wie Facebook sei in vielen Herkunftsländern bestens bekannt, dass Asylbewerber unter achtzehn in der Schweiz wie in den meisten Ländern Europas bevorzugt behandelt und kaum je zurückgeschickt werden. Gerade dort, wo wirtschaftliche Not und weniger kriegerische Auseinandersetzungen dominierten, würden sich darum vermehrt Jugendliche auf den Weg Richtung Europa machen. Das scheint insbesondere bezüglich Eritrea zuzutreffen, von wo besonders viele Minderjährige kommen. Eritreer, die noch nicht volljährig sind, seien von den Schleppern genau instruiert, sagt Toni Locher, Honorarkonsul von Eritrea in der Schweiz (*Weltwoche* Nr. 15/16). Sie wüssten, dass



sie dank ihrem jugendlichen Alter in Europa und in der Schweiz sogar noch bessere Chancen auf ein Bleiberecht hätten als ihre erwachsenen Landsleute.

### 100 000 Franken pro Jahr

Zudem ist bei vielen Asylmigranten, die sich als minderjährig bezeichnen, zu bezweifeln, dass sie unter achtzehn Jahre alt sind. Ein beträchtlicher Anteil von ihnen legt keinen Ausweis vor und kann die Minderjährigkeit nicht belegen. Ihr Alter wird dann geschätzt. Bei umstrittener Minderjährigkeit greifen die Bundesbehörden dabei häufig auf die Knochenanalyse zurück. Fachärzte haben diese Methode aber soeben als «unseriös» bezeichnet (siehe Interview rechts). Das SEM entgegen der Kritik, dass bei der Altersbestimmung nie allein auf eine Knochenanalyse abgestellt werde, sondern auch auf Gebissanalysen oder auf die «physische Erscheinung» einer Person.

Letztlich gibt es aber keine Methode, das Alter von Jugendlichen sicher zu bestimmen. Im Wissen darum dürften etliche junge Asylbewerber bewusst falsche Angaben machen. Das komme oft vor, bestätigte Georg Carl, Abteilungsleiter Asyl beim Kanton Graubünden, gegenüber dem *Bündner Tagblatt*. «Auf Papier sind die Personen minderjährig, aber rein visuell lässt sich feststellen, dass sie eigentlich wohl älter als achtzehn Jahre sind.»

Klar ist, dass minderjährige Asylanten besonders viel kosten. Unterbringung und Betreuung in einem Wohn- oder Schulheim belaufen sich auf mindestens 60 000 bis 70 000 Franken pro Jahr – zum Teil auch deutlich mehr. Dazu kommen Kosten, die durch die Arbeit von Betreuungspersonen und Kinderschutzbehörden entstehen. Grob geschätzt dürfte ein minderjähriger Asylant die Steuerzahler pro Jahr rund 100 000 Franken kosten.

Etliche Kantone sind nicht darauf vorbereitet, immer noch mehr minderjährige Asylbewerber altersgerecht zu betreuen. Sie eröffnen laufend Wohnheime und starten zusätzliche Betreuungsangebote, was Millionenausgaben bedeutet. Das Berner Kantonsparlament etwa

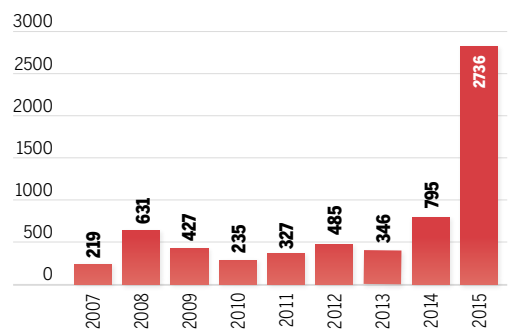
hat im März ja gesagt zu einem weiteren Sonderkredit über 4,2 Millionen Franken. Dagegen gestimmt hat Thomas Knutti (SVP). «Der Kanton Bern bezahlt nun insgesamt jährlich schon elf Millionen Franken für Wohnheime für minderjährige Asylanten», rechnet er vor. Wenn es wirklich um schutzbedürftige Kinder im Alter bis fünfzehn Jahre gehe, habe er nichts gegen einen grösseren finanziellen Aufwand, so Knutti. Anlässlich eines Parlamentarierbesuchs in einem Wohnheim habe man aber vor allem «kräftige junge Burschen» angetroffen. «Wie soll ich der Bevölkerung erklären, dass deren Versorgung jährlich über 60 000 Franken pro Kopf kostet?», fragt sich Knutti.

### Druck der Uno

Ein Ende der Kostenexplosion ist allerdings nicht absehbar. Denn die Schweiz steht unter Druck internationaler Organisationen und Verträge. So hat der Kinderrechtsausschuss der Uno die Schweiz letztes Jahr ermahnt – wegen der kantonalen Unterschiede bei der Betreuung minderjähriger Asylsuchender. Der Ausschuss empfahl landesweite Mindeststandards. Auch bei Zweifeln am Alter jugendlicher Asylsuchender könnten der Schweiz bald die Hände gebunden sein. «Es gibt einen Grundsatz im Völkerrecht», sagte Rechtswissenschaftlerin Nula Frei von der Universität Bern gegenüber dem Magazin *Surprise*. «Bei Zweifeln über das Alter eines Jugendlichen ist dieser so lange als Kind zu behandeln, bis das Gegenteil nachgewiesen ist.» Das Gegenteil nachzuweisen, ist aber, wie gesehen, in vielen Fällen unmöglich.

Die Konferenz der kantonalen Sozialdirektoren und Sozialdirektoren (SODK) will am 20. Mai Empfehlungen bezüglich der Betreuung minderjähriger Asylsuchender veröffentlichen. Aktiv geworden ist die SODK massgeblich durch die Kritik der Uno. Wer vermutet, dass das Gremium unter Leitung des Sozialdemokraten Peter Gomm den Kantonen eine Erhöhung der Standards für Asylanten unter achtzehn Jahren nahelegt, was dann zu noch mehr Kosten führt, dürfte kaum falschliegen. ○

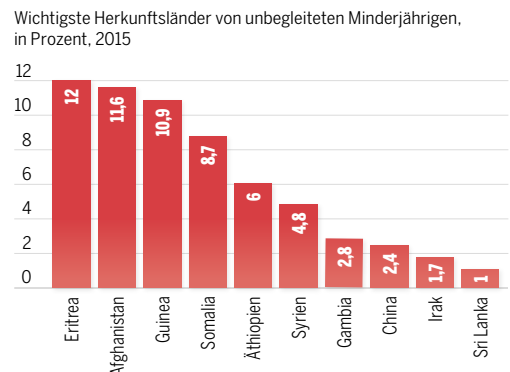
### Asylgesuche unbegleiteter Minderjähriger in der Schweiz



QUELLE: SEM

Ein Ende der Kostenexplosion ist nicht absehbar.

### Anteil unbegleiteter Minderjähriger unter den Asylbewerbern



QUELLE: SEM

## Wissenschaft

### «Unseriös»

### Die Knochenanalyse taugt nicht, um das Alter von Asylbewerbern zu bestimmen.

Georg Eich\*, bei unklarem Alter junger Asylbewerber wenden Migrationsbehörden unter anderem die Knochenalter-Bestimmung an. Sie aber bezeichnen das als unzulässig. Warum?

Bei dieser Methode analysiert man aufgrund des Röntgenbilds einer Hand die Reife der Knochen. Das Verfahren wurde bereits vor etwa hundert Jahren entwickelt, um bei bekanntem Alter von Jugendlichen Hinweise auf deren biologische Alterung zu bekommen. So kann man etwa auf Krankheiten schliessen, die die biologische Alterung beeinflussen. Die Methode ist aber nicht entwickelt worden für das umgekehrte Vorgehen, also um aufgrund der Knochenalterung das kalendarische Alter zu bestimmen.

#### Warum funktioniert das nicht?

Weil die Knochenalterung von Mensch zu Mensch sehr verschieden sein kann. Es gibt eine grosse Streuung. Bei einem Siebzehnjährigen etwa kann die Abweichung über zwei Jahre vom kalendarischen Alter betragen. Dazu kommt, dass die Knochenreife bei Angehörigen anderer Ethnien oft grundsätzlich in einem anderen Tempo als bei Europäern verläuft. Zudem können Krankheiten und Mangelernährung, wie sie in vielen Ländern verbreitet ist, bewirken, dass die Knochen langsamer oder schneller reifen. Es ist darum unseriös, mittels Röntgen der Hand bestimmen zu wollen, ob ein Asylbewerber volljährig ist. Weil die Betroffenen einer Bestrahlung ausgesetzt werden, ist das Vorgehen auch unethisch.

Fragen die Behörden häufig Fachärzte an, ob sie Knochenalter-Bestimmungen bei Asylbewerbern vornehmen können?

Meine kinderradiologischen Kollegen und ich wurden in den letzten ein bis zwei Jahren mehrfach angefragt. Wir haben aber immer abgelehnt.

In einem Fachartikel empfahlen Sie vor kurzem auch anderen Ärzten, Anfragen abzulehnen. Wie hat man beim Bund reagiert?

Bis jetzt ist mir keine Reaktion bekannt.

\* Georg Eich ist Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Pädiatrische Radiologie. Die Fragen stellte Alex Reichmuth.

# Giacobbos Tiefschlag

Auch im Schweizer Fernsehen wurde der türkische Präsident Erdogan als «Geissenficker» bezeichnet. Die Bundesanwaltschaft ermittelt lediglich bei Ermächtigung durch den Bundesrat. Dieser wiederum reagiert nur auf Ersuchen der betroffenen Regierung. Von Christoph Mörgeli

Es war der Medienskandal des Jahres 1981: Zu später Stunde erklärte der österreichische Schauspieler Dietmar Schönherr als Leiter der Talkshow «Rendez-vous» im Schweizer Fernsehen: «Ich kann nur ein Gespräch führen, in dem sich jeder frei äussern kann. Ich kann mich genauso aufregen über Herrn Reagan oder so ein anderes Arschloch.»

Dietmar Schönherr entschuldigte die von ihm gewählte Bezeichnung später als «altdeutschen Kraftausdruck». Zum «Altdeutschen» pflegte der Sohn eines Wehrmachtgenerals seine ganz eigene Beziehung: Er hatte seine Filmkarriere 1944 unter flatterndem Hakenkreuz mit einer Hauptrolle im Nazi-Propagandastreifen «Junge Adler» begonnen. Mittlerweile einigermassen erwachsen, wurde Schönherr Schutzherr der linksextremen Sandinisten Nicaraguas und eine Ikone der Friedensbewegten. Sein politischer Horizont blieb also lebenslang beschränkt, denn der so übel titulierte US-Präsident Ronald Reagan erreichte nicht weniger als den Zusammenbruch der Sowjetdiktatur mitsamt deren Satelliten.

Die Schweizer Presse kritisierte das A-Wort und den damit verbundenen Antiamerikanismus scharf. So stellte die *Neue Zürcher Zeitung* nicht nur eine klare Verletzung der Sendekonzession fest, sondern zitierte auch Artikel 296 des Strafgesetzbuchs: «Wer einen fremden Staat in der Person seines Oberhauptes [...] beleidigt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder Geldstrafe bestraft.» Auch der *Blick* empörte sich mit grossen Buchstaben, versah aber das auf Ronald Reagan bezogene Schimpfwort Schönherrs mit diskreten Pünktchen. An den damaligen SRG-Generaldirektor Leo Schürmann ging die Durchsage: «Herr Schönherr muss sich entschuldigen.»

## Veränderte Wertmassstäbe

Als der Fernsehstar via *Sonntagsblick* nachlegte, er halte die amerikanischen Minister Alexander Haig und Caspar Weinberger für «Lausbuben», wurde er von Programmdirektor Ulrich Kündig per Telegramm fristlos entlassen. Vom Verband der Schweizer Journalisten gab's nur den zustimmenden Kommentar seines Geschäftsführers: «Der unerwünschte Österreicher hat sich in billiger Weise zum Werkzeug sowjetischer Propaganda gemacht.» Sogar dem *Spiegel* war die Beleidigung Reagans durch Schönherr und dessen Entlassung als Talkmaster beim Schweizer Fernsehen eine süffige Geschichte wert.

Selbst bei verunglückter oder übertriebener Kritik weit jenseits der Majestätsbeleidigung handelte das Schweizer Fernsehen früher drastisch und unbarmherzig. Als Heiner Gautschy 1984 in der Sendung «Unter uns gesagt» bei einem Live-Interview Chefredaktor Peter Uebersax wegen der angeblichen «Vulgärsprache» des *Blicks* heftig angriff, beendigte dieser recht harmlose Vorfall per sofort die TV-Laufbahn des beliebten langjährigen Moderators.

Das Duo Roger de Weck/Ruedi Matter ist nicht mehr das Duo Leo Schürmann/Ulrich Kündig. Die Wertmassstäbe haben sich seither total verschoben, obwohl die Bestimmungen des Strafgesetzbuches betreffend Beleidigung fremder Staatsoberhäupter noch immer genau

gleich lauten. Viktor Jacobbo und Mike Müller haben in ihrer Sendung vom 17. April vermeintlich im Windschatten des deutschen Satireskandals über Erdogan festgehalten, dass Politik und Gerichte in einer modernen Demokratie unabhängig voneinander seien, «das kennt er ja nicht in der Türkei, der Ziegenvögler». Und weiter im Originalton: «Nur weil einer wie ein Geissenficker aussieht, heisst das noch lange nicht, dass er ein Geissenficker ist. [...] Vielleicht wäre er ja auch etwas entspannter, wenn er mal mit einer Geiss... [...] Aber Fakt ist, der Jan Böhmermann wird in Deutschland angeklagt. Das schleckt keine Geiss weg. Auch nicht jene von Erdogan. Und die schleckt gut.»

## Parlament hält am Strafartikel fest

Selbstverständlich verstossen solche Aussagen nach wie vor gegen unser Strafgesetzbuch. Sie widersprechen auch ziemlich jedem Satz der Konzession für die öffentlich-rechtlichen Sender, ja selbst den publizistischen Leitlinien von SRF, wo es zum Stichwort «Satire» heisst: «Der Tatsachenkern der satirischen Aussage darf nicht unwahr oder ehrverletzend sein. Die Menschenwürde ist zu respektieren.» Es bedarf keiner Erklärung, dass der Vorwurf des geschlechtlichen Umgangs mit Ziegen an den türkischen Staatspräsidenten weder einen Tatsachenkern enthält noch dessen Menschenwürde respektiert. Und es ist selbstverständlich, dass die hochbezahlten Präsidenten, Geschäftsführer und Sendungsleiter des Schweizer Fernsehens von sich aus eine disziplinarische Untersuchung einleiten und entsprechende Massnahmen treffen müssten.

Die Zuständigkeit der Bundesanwaltschaft ist in den Artikeln 23 und 24 der Schweizerischen Strafprozessordnung geregelt. Die Bundesanwaltschaft verfolgt ein Verbrechen oder Vergehen gegen Artikel 296 nur auf Ermächtigung des Bundesrates. Und dieser wiederum ordnet eine solche Verfolgung nur an, wenn die Regierung eines fremden Staates um die Strafverfolgung ersucht (Artikel 302 des Strafgesetzbuches). Erdogan beziehungsweise die türkische Regierung hätte drei Monate Zeit, einen Strafantrag wegen Ehrverletzung zu stellen. Auch eine zivilrechtliche Klage wegen Persönlichkeitsverletzung wäre möglich.

In Deutschland wird der Straftatbestand der «Majestätsbeleidigung» mittlerweile heftig kritisiert; selbst Kanzlerin Angela Merkel findet die Bestimmung aus der Kaiserzeit überholt und plädiert für deren Abschaffung. Im



Majestätsbeleidigung: Jan Böhmermann.



A-Wort: Dietmar Schönherr.



«Vulgärsprache»: Uebersax, Gautschy.





«Das schleckt keine Geiss weg. Auch nicht jene von Erdogan»: Viktor Jacobbo, Mike Müller (l.).

Falle einer Untersuchung und Strafklageerhebung gegen Jacobbo und Müller dürfte eine solche Forderung auch in der Schweiz laut werden. Nur wollte das Parlament von einer Liquidierung des Artikels 296 im Strafgesetzbuch noch vor kurzem nichts wissen. Als die Bundesanwaltschaft gegen Eric Stauffer vom Mouvement Citoyens Genevois (MCG) wegen eines respektlosen Plakats gegen den Gaddafi-Clan ermittelte, verlangte die rechte Genfer Politbewegung mittels Petition «Für eine echte Meinungsfreiheit in der Schweiz» vom Parlament die Abschaffung des Strafartikels. Der MCG fand mit dem Anliegen in der vorberatenden Rechtskommission allerdings nur bei den SVP-Vertretern sowie bei Susanne Leutenegger Oberholzer (SP) und Daniel Vischer (Grüne) Unterstützung. 2011 stimmten im Nationalrat 115 Volksvertreter gegen und nur 51 für das Anliegen; im Ständerat war die Abfuhr einstimmig. Sollte das Parlament wegen «Jacobbo/Müller» genau das streichen, was ihm im Fall des Genfer «Mouvement» noch heilig war, wäre der Vorwurf der Prinzipienlosigkeit berechtigt.

Für die Gratiszeitung *20 Minuten* liegt der Sachverhalt strafrechtlich einigermaßen klar. Dennoch könne man die Wahrscheinlichkeit getrost als gering einstufen, «dass die türkische Regierung von der SRF-Sendung erstens überhaupt etwas mitbekommen hat und zweitens rechtliche Schritte einleiten wird». Auch

Rolf Tschäppät, Bereichsleiter Comedy und Quiz beim Schweizer Fernsehen, bestätigte diese Hoffnung und ergänzte: «Natürlich war klar, dass «Jacobbo/Müller» dieses Thema aufgreifen würde.» Eine Solidarisierung, wie sie das ZDF im Fall Böhmermann mit der Zusicherung vorbehaltlosen Gerichtsschutzes vornahm, tönt allerdings anders.

Viktor Jacobbo betont gegenüber der *Weltwoche*, dass er und Mike Müller sich im Vorfeld von Nummern oder Pointen nie fragen, ob diese irgendeiner Norm widersprechen – «was wir lustig finden, kommt in die Sendung». Jacobbo ist dankbar für die von SRF gewähr-

### Es steht der Verdacht im Raum, dass Reagan anders beurteilt wird als Erdogan.

te Satirefreiheit, die für einen grossen Medienbetrieb nicht selbstverständlich sei. «Allerdings würden wir uns was anderes auch nicht bieten lassen.» Die Konsequenzen nehme das Komiker-Duo «relativ gelassen zur Kenntnis». Und selbstverständlich sei «der Staatsoberhaupt-Beleidigungsartikel überflüssig».

Auch wenn die Beleidigung des amerikanischen Präsidenten mittlerweile 35 Jahre zurückliegt, muss sich das Schweizer Fernsehen die Frage gefallen lassen: Warum reagierte

man bei der Affäre Reagan/Schönherr mit der fristlosen Entlassung des Beleidigers, während im Fall Erdogan/Jacobbo/Müller trotz identischer Rechtslage überhaupt nichts passiert? Es steht der Verdacht im Raum, dass der Anführer der westlich-abendländisch-christlichen Welt anders beurteilt wird als der Präsident eines ebenso souveränen Staates von Muslimen, welcher fast vollständig in Asien liegt. Und der öffentliche Anwurf des geschlechtlichen Umgangs mit Ziegen ist eine ebenso verwerfliche wie gängige anti-islamische Diffamierung, die eigentlich unsere Rassismuskommision auf den Plan rufen müsste.

### «Folterschlampe zu Bern»

Der Ball liegt nun bei der türkischen Staatsführung und dann beim Schweizer Bundesrat. Während unsere Landesregierung bei Erdogan vollkommen passiv bleibt, reagierte sie in eigener Sache wesentlich weniger entspannt: Als ein in Bayern lebender Schweizer Bundespräsidentin Micheline Calmy-Rey 2007 als «Folterschlampe zu Bern» beschimpfte, klagte der Bundesrat und erreichte die Verurteilung zu einer Geldbusse. Heute scheint es so, dass sich der konservativ-autokratische Staatlenker der rechtsstaatlich angefochtenen Türkei bezüglich Majestätsbeleidigung toleranter verhält als die sozialdemokratische Aussenministerin der Vorzeigedemokratie Schweiz. O

# Der Wunsch-Bundesrat

Er gehört zu den mächtigsten und fähigsten Parlamentariern in Bern. In der Öffentlichkeit ist Martin Schmid (FDP) noch ein Unbekannter. Wer ist der Mann aus Graubünden? Von Florian Schwab

Der Werdegang von Ständerat Martin Schmid aus Splügen GR ist eine Sequenz von Superlativen: jüngster Kantonsrat im Kanton Graubünden, jüngster Regierungsrat daselbst, beste Dissertation an der Universität St. Gallen (HSG). Gemäss Ratskollege Peter Föhn (SVP/SZ) «der beste FDP-Vertreter im Ständerat». «Wenn Schmid spricht, dann kippt die Mehrheit in der Kammer», hält ein anderer Parlamentarier wohlmeinend fest. Für ein derartiges politisches Grosskaliber macht Schmid in der Öffentlichkeit bemerkenswert wenig Schlagzeilen.

Dabei böte er sich parteiintern als Identifikationsfigur des rechten Flügels an, wie bislang ein Gerhard Pfister in der CVP. Und für die linke Seite gäbe er eine ideale Zielscheibe ab: Nicht weniger als 28 Mandate listet das Parlamentarierporträt auf der Website des Bundes auf. Economiesuisse-Vorstand, Verwaltungsrat der Bündner Energiefirma Repower, Präsident des Verbands der Schweizerischen Gasindustrie, um einige zu nennen. Für die nächsten zwei Jahre präsidiert er die Kommission für Wirtschaft und Abgaben (WAK) des Ständerates. Doch auch in dieser einflussreichen Eigenschaft macht Schmid kaum von sich reden.

Den wichtigsten Grund für die relative Unbekanntheit von Martin Schmid erfährt man bei der Interviewanfrage für dieses Porträt: Der Mann will eigentlich gar nicht bekannt sein. Es ist ihm am liebsten, wenn man nicht über ihn spricht. Für Sachfragen, bedeutet der Bündner, stehe er gerne zur Verfügung. Wer Einblicke in die Person Martin Schmid gewinnen möchte, muss hingegen andere fragen.

## Der Vater war Senn

Beispielsweise Jürg Michel (FDP), Präsident des in Graubünden tonangebenden Gewerbeverbands. Er ist Martin Schmid in einer Art partei-internen Dauerrivalität sportlich verbunden. Als Schmid 2002 Regierungsrat wurde, kursierte auch sein Name. Bei der Ständeratswahl 2011 wurden ihm ebenfalls Ambitionen nachgesagt. Martin Schmid und die Diskretion ... Jürg Michel bricht in schallendes Gelächter aus. «Der Martin weiss ganz genau, was er will.» In der Zeitung stehen, das wolle er eher selten. Das bestätigt auch ein in Bern gutvernetzter Lobbyist: Für Martin Schmid sei es ein Segen, dass er von vielen Kollegen umgeben sei, welche sich beim Anblick einer Fernsehkamera nicht auf dem Stuhl halten könnten.

Wer also ist Martin Schmid? «Ein typischer Valser», sagt ein Bündner, der ihn kennt. Die

Leute aus der Gegend von Splügen gelten als etwas misstrauisch und verschlossen. Man bleibt gerne unter seinesgleichen. Hier, am oberen Hinterrhein, wuchs Martin Schmid als Sohn eines ehemaligen Sennen auf, der später einen Lastwagen kaufte und sich als Transport-Gewerbler selbständig machte. Die Mutter war Hausfrau und fungierte, so erinnert man es, als eine Art mobiler Mini-Aussenposten für die Graubündner Kantonalbank, wo die Kinder aus Splügen ihren Sparbatzen deponierten.

Es ist nicht bekannt, dass die Eltern sich politisch betätigt hätten. Als prononciert freisinnig galt die Familie jedenfalls nicht. Eher neigte sie, was für das Splügen der 1950er und 1960er Jahre (Schmid ist Jahrgang 1969) eine Art Standardvermutung ist, zur Demokratischen Partei, die 1971 in der SVP aufging.

Der junge Martin Schmid brillierte in der Schule und konnte als eines der wenigen Kinder aus Splügen die Kantonsschule in Chur besuchen. Die Schulbank drückte er mit Ruedi Kunz, dem heutigen Fraktionschef der FDP im

---

«Wenn Schmid spricht, dann kippt die Mehrheit in der Kammer.»

---

Grossen Rat und Anwalt in der gemeinsamen Kanzlei Kunz Schmid Rechtsanwälte. In der Kantonsschule erwachte Schmid's politisches Interesse. Fragen der Wirtschaftspolitik begeisterten ihn schon damals. Kunz erinnert sich, dass unter den Klassenkameraden, die Schmid zum Klassenchef wählten, als ausgemacht galt: «Der Martin wird einmal Bundesrat.»

Nach der Matura studierte Schmid (und Kunz) Rechtswissenschaften in St. Gallen. Martin Schmid doktorierte bei Robert Waldburger über die steuerliche Behandlung von Umstrukturierungen. Während vier Jahren war er zudem als Assistent an dessen Lehrstuhl tätig. «In meiner mehr als zwanzig Jahre dauernden Tätigkeit als Professor für Steuerrecht an der HSG war er fachlich und menschlich einer meiner besten fünf Assistenten», erinnert sich sein Doktorvater.

Parallel dazu begann sich Schmid bei den Freisinnigen in seinem Heimatkanton zu engagieren. 1994, mit nur 25 Jahren, wurde er dank grossem Sukkurs aus seiner Talschaft Rheinwald als bis dahin jüngstes Mitglied in den Grossen Rat des Kantons Graubünden gewählt. Der junge Überflieger mit HSG-Diplom blieb

*Sinn fürs Machbare:* FDP-Ständerat Schmid.

aber «erdverbunden», wie es Kanzleikollege Kunz ausdrückt. Dafür hat er folgende Erklärung: «Es war damals in Splügen eine gelebte Sitte, als Kantischüler oder als Student abends an den Stammtisch zu sitzen.» Gewerbedirektor Michel ergänzt: Seit je sei Martin Schmid ein geselliger Charakter, mit dem gut ein Bier trinken sei. «Ein Festbruder ist er aber nicht.»

Im Jahr 2001 gerieten die Bündner Freisinnigen in den Strudel eines Medienwirbels um ihren Regierungsrat Peter Aliesch, der Geschenke eines griechischen Financiers angenommen hatte. Mit einem Neuanfang wollte die Partei den Aliesch-Sitz verteidigen. Der ehemalige FDP-Regierungsrat (bis 1990) Reto Mengiardi, schlug den jungen Martin Schmid vor: «Wir





mussten Tabula rasa machen, denn der Moment war wegweisend für die Zukunft des Freisinns in Graubünden», erinnert er sich. 2002 wurde Martin Schmid in die Bündner Regierung gewählt, ins sogenannte Graue Haus, wo er zunächst als Justizdirektor und nach der Wahl seiner Vorgängerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) in den Bundesrat als Finanzdirektor amtierte. Als Bündner Regierungsrat fiel er dem damaligen Patron der grössten Firma im Kanton auf, der Ems Chemie: «Ich schätze Martin Schmid sehr. Auf sein Wort ist Verlass», sagt Christoph Blocher. Als Politiker attestiert er ihm einen klar bürgerlichen Kompass, allerdings sei der Jurist, was das Herzblut betreffe, «kein Toni Brunner».

Die Leistung von Schmid als Regierungsrat überzeugte derart, dass die bürgerlichen Parteien bei der Ständeratswahl 2011 keinen Konkurrenten aufstellten. «Nicht aus Nächstenliebe», meint Parteifreund Jürg Michel, «sondern weil klar war, dass gegen Schmid niemand eine Chance hat.» Doch wie bewährt sich Schmid's Rüstzeug in der turbulenten Bundesstadt, wo Freund und Feind mit weit schärferer Munition schießen als in der beschaulichen Bischofsstadt Chur?

In seiner ersten Bundeshaus-Legislatur überzeugte Schmid als Vertreter des Kantons Graubünden und des Freisinns. Ganz im Sinne seiner Wähler aus der Südostschweiz war er eine Schlüsselfigur bei der Entschärfung der Zweit-

wohnungsinitiative. Auch bei der Bodigung des Kartellgesetzes von Parteikollege Johann Schneider-Ammann gilt Schmid als zentraler Akteur. Zudem half er mit, etlichen aggressiv-obrigkeitlichen Gesetzesvorhaben seiner Landsmännin Eveline Widmer-Schlumpf die Zähne zu ziehen, so etwa dem Bargeldverbot beim Thema Geldwäscherei oder dem überdimensionierten Kollektivanlagegesetz. Allgemein wird Schmid ein, nicht nur nach Bündner Massstäben, eher distanzierteres Verhältnis zu Widmer-Schlumpf nachgesagt.

### Nahkampf der Argumente

Ein Berner Wirtschaftslobbyist sieht in dem Ständeherrn aus Graubünden einen «Mann mit verlässlichem liberalem Kompass», einen «FDP-ler alter Schule gemäss dem Motto «mehr Freiheit, weniger Staat»». Ein radikaler Staatskritiker und hemdsärmelig auftretender Volks-

---

### «Er übernimmt nicht alles unkritisch von Bundesrat und Verwaltung, sondern hakt nach.»

---

tribun sei Schmid allerdings nicht. Gegenüber Bundesrat und Verwaltung trete er eher mit «wohlwollender Skepsis» auf. Dabei zeige er einen ausserordentlichen Sinn für das politisch Machbare. Seine zahlreichen Mandate würden Schmid als Nervensystem dienen, hinaus in die Verästelungen der Privatwirtschaft. Dieses bewahre ihn davor, ein plumper Briefträger von Einzelinteressen zu sein, vielmehr erlaube es ihm die Gewichtung aller Anliegen entlang eines liberalen Koordinatensystems, das dem Markt mehr zutraut als dem Staat.

Auf der linken Seite des Rats klingt es anders. Die Basler Ständerätin Anita Fetz (SP), auch sie ein Mitglied der WAK, kritisiert eine teilweise die Grenzen des Zumutbaren überschreitende «Detailversessenheit» des Juristen Schmid. Sie nimmt ihn «in erster Linie als Wirtschaftsanwalt» wahr und hat den Verdacht, dass die zahlreichen Anträge im Mikrobereich, mit denen Schmid die Kommissionen regelmässig beschäftige, ein Ergebnis der vielen Interessenbindungen an diese oder jene Branche seien.

In der buchstabenversessenen Akrilie sieht SVP-Kollege Föhn eine Stärke, die zur Rechten nur selten anzutreffen sei und die Schmid als natürlichen Wortführer der Freunde der Marktwirtschaft positioniere. «Er übernimmt nicht alles unkritisch von Bundesrat und Verwaltung, sondern hakt nach.» Wo andere grosszügig über den Verlust von ein paar hundert Arbeitsplätzen in einer einzelnen Branche infolge eines neuen Gesetzes hinwegsähen, sei sich Schmid für den argumentativen Nahkampf um einzelne Paragraphen nicht zu schade. Für Föhn wäre der Bündner Kollege damit nicht weniger als «ein Wunsch-Bundesrat». ○



Informationsvorsprung: Tidjane Thiam, CEO Credit Suisse (links), Urs Rohner, Verwaltungsratspräsident.

# In der Komfortzone

Die Aktionäre der Credit Suisse kommen am Freitag zusammen und könnten Präsident Urs Rohner in Bedrängnis bringen. In Wirklichkeit ist das Drehbuch aber schon geschrieben. Für den Verwaltungsrat wird es gemütlich. *Von Beat Gygi*

Diesen Freitag geht in Zürich eine Aktionärsversammlung über die Bühne, an der eigentlich dramatische Entscheidungen zu erwarten wären, würde man Aktionärsdemokratie so auffassen, dass die Unternehmenseigentümer bei ihrer jährlichen Zusammenkunft intensiv und notfalls in KampfAbstimmungen um die besten Lösungen für die Zukunft ihrer Firma ringen. Die Generalversammlung (GV) der Grossbank Credit Suisse (CS) erhält in der diesjährigen GV-Saison höchste Aufmerksamkeit. Der in einem Totalumbau befindliche Konzern steht zurzeit auf unklarer Geschäftsgrundlage, seit der letzten GV haben die CS-Aktien die Hälfte ihres Wertes verloren, viele Aktionäre sind unzufrieden und kritisieren, dass der Verwaltungsrat zu schwach sei, die Manager ungenügend kontrolliere und den Gang der Dinge zu wenig entschlossen lenke.

So gesehen sollte die Generalversammlung den CS-Eigentümern die Gelegenheit geben, dem Verwaltungsrat mit ihrem Präsidenten Urs Rohner und auch dem Management mit Konzernchef Tidjane Thiam quasi den Tarif durchzugeben: Man könnte ja die Zusammensetzung des Verwaltungsrats durch Neuwahlen radikal ändern oder zu den Spitzensalären ein Machtwort sprechen. Aus dieser Sicht müsste

Präsident Rohner wohl zittern mit Blick auf das, was am Freitag passieren könnte.

## Minder-Regeln stärken Verwaltungsrat

Die Wirklichkeit sieht anders aus. An der CS-Generalversammlung werden viele Diskussionen und Abstimmungen so ablaufen, wie es vorher im Drehbuch des Verwaltungsrats notiert worden ist. Rohner kann durch die Versammlung führen, als ob er auf einem Förderband mit gepolstertem Geländer stünde, auch wenn sicher aufgebrachte Vorträge und zornige Kritik aus dem Aktionariat vor allem mit Blick auf die Entschädigungspolitik zu erwarten sind. Sollten wie im Vorjahr wieder ungefähr 1500 Personen zur GV erscheinen, mag dies den Eindruck erwecken, es gehe um eine Willensbildung im Saal, aber das wäre eine Illusion. Bei der Credit Suisse hatte der unabhängige Stimmrechtsvertreter an der GV 2015 knapp 1,110 von 1,113 Milliarden Stimmen in seiner Mappe, das waren 99,7 Prozent der vertretenen Aktien. Die im Saal Stimmenden brachten es mit knapp 3 Millionen Stimmen auf 0,3 Prozent. Zudem hat der international dominante Stimmrechtsberater ISS zu allen Punkten die Ja-Parole empfohlen. Die untenstehenden Grafiken aus Erhebungen des Beratungsunter-

nehmens Hostettler & Company zeigen, dass die GV-Saison bisher mit sehr hohen Zustimmungsquoten zu Löhnen und Boni über die Bühne gegangen ist.

In kotierten Aktiengesellschaften werden heute die Meinungen einige Zeit vor der Versammlung gemacht, die meisten Aktionäre geben ihre Stimmen zu den einzelnen Traktanden spätestens zwei, drei Tage vor dem Anlass ab, und zwar überwiegend dem sogenannten

## Erfüllung der Minder-Regeln

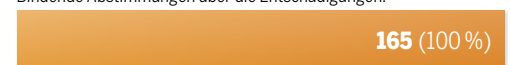
Momentaufnahme der Abstimmungen über die Entschädigungen in der GV-Saison 2016 (bis 22. 4. 2016)

**Basis der Untersuchung:** 165 GV-Einladungen, 85 GV-Protokolle

Untersuchte Unternehmen:



Bindende Abstimmungen über die Entschädigungen:



Konsultative Abstimmungen über die Entschädigungen:



QUELLE: HOSTETTLER & COMPANY

## Neue Routinen.



unabhängigen Stimmrechtsvertreter, der die Ja- und Nein-Stimmen an der GV dann gemäss den Weisungen Abstimmung für Abstimmung bekanntgibt. Und vor allem: Der Verwaltungsratspräsident weiss meist zum Voraus, mit welchen Ja- und Nein-Proportionen der unabhängige Stimmrechtsvertreter an der GV anmarschieren wird.

Pikanterweise sind es die Minder-Regeln, also die aus der von Thomas Minder 2008 eingereichten Initiative gegen die Abzockerei, die dem Verwaltungsrat auf diese Weise in die Hände spielen. Der heutige Ständerat Minder wollte mit seiner Initiative eigentlich die Stellung der Aktionäre stärken, unter ande-

## In der Schweiz ist es heute verbreitet, die Stimmen etwa zwei Tage vor der GV einzulesen.

rem mit der Vorschrift, alle Pensionskassen müssten obligatorisch die Stimmrechte der Aktien, die sie im Portefeuille halten, an den GV der betreffenden Firmen ausüben. Meistens gehen die Pensionskassenvertreter in der heutigen Praxis nicht selber an die GV, um ihre Stimmen einzubringen, sondern übergeben ihre Anweisungen für die Stimmabgabe an den unabhängigen Stimmrechtsvertreter, der an der GV entsprechend stimmt.

Rohner kann also die Versammlung mit einem Informationsvorsprung auf das Publikum, mit ziemlich klarer Übersicht über die Kräfteverhältnisse in Angriff nehmen. Man kann einwenden, das sei unerheblich, da er ja die Ergebnisse nicht beeinflussen könne, aber es macht im Kräftemessen der Voten eben einen Unterschied aus, ob der Präsident in Ungewissheit über die kommenden Abstimmungsergebnisse ans Mikrofon tritt oder ob er schon sicher weiss, dass die Vorlagen des Verwaltungsrats durchkommen werden. Schon von etlichen GV hat man gehört, wie der Präsident kritische Votanten unbekümmert bis überheblich behandelte, weil er zum Voraus

### Wenig Widerspruch

Durchschnittliche Zustimmungsquoten an der GV 2016

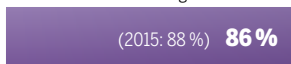
Bindende Abstimmungen über die Entschädigungen des Verwaltungsrats:



Bindende Abstimmungen über die Entschädigungen der Geschäftsleitung:



Konsultative Abstimmungen über die Entschädigungen:



QUELLE: HOSTETTLER & COMPANY

wusste, dass sie ihm stimmenmässig nichts anhaben konnten.

### Autorität und Stabilität

Wie weit und wie früh der unabhängige Stimmrechtsvertreter den Verwaltungsrat über die Stimmenverhältnisse informieren darf, ist gesetzlich nicht geregelt. In Schweizer Unternehmen ist es heute verbreitet, die Stimmen etwa zwei Tage vor der GV ins elektronische Abstimmungssystem einzulesen (bei der CS bis 90 Minuten vorher); von da an hat der Verwaltungsrat den Überblick über die Ja-Nein-Enthaltungsproportionen. Eine kleine Umfrage der *Weltwoche* unter etwa zehn Schweizer Unternehmen unterschiedlicher Grösse bestätigt diesen Befund. In bestimmten Fällen und Aktionärskonstellationen kann es sein, dass der Verwaltungsrat vom unabhängigen Stimmrechtsvertreter bereits ein, zwei Wochen im Voraus eine Art *guidance* zu umstrittenen Traktanden erhält, beispielsweise nach dem Muster: Es reicht gut für euren Vorschlag.

Ist das nicht das Normalste der Welt, dass die Unternehmensführung klare Informationen erhält, bevor sie die Versammlung eröffnet? Immerhin, so das verbreitete Argument, strahlt der Präsident mit einer zielgerichteten und störungslosen Führung natürliche Autorität und Stabilität aus, das ist günstig für den Ruf und den Wert der Firma. Ganz so klar ist die Sache nicht. Unter Aktienrechtsexperten gibt es unterschiedliche Meinungen darüber, wem der unabhängige Stimmrechtsvertreter näherstehen sollte: dem Verwaltungsrat oder den Aktionären. Die eine Meinung besagt, dass der Stimmrechtsvertreter ein Organ der Gesellschaft sei und deshalb der direkte Kontakt mit der Führung der Gesellschaft naheliegend sei. Die andere Meinung betont, dass der Stimmrechtsvertreter jedes Jahr von den Aktionären gewählt werde und dass diese somit seine Auftraggeber seien; da sei es sicher nicht im Sinn der Sache, dass sein Wirken gerade die Aktionäre in einen Informationsnachteil versetze.

Juristen skizzieren zwei Wege, um die ungleiche Ausstattung mit Wissen zu umgehen: Entweder gibt der unabhängige Stimmrechtsvertreter seine Stimmen erst bei den Abstimmungen bekannt, was technisch anspruchsvoll sein könnte, oder aber die Stimmen werden vor der GV in eine Art Logbuch eingetragen, also in einer öffentlich einsehbaren Datei gezeigt. Karl Hofstetter, Rechtsprofessor an der Universität Zürich, schlägt eine noch pragmatischere Lösung vor: Der Verwaltungsratspräsident soll bei der Eröffnung der Generalversammlung oder vor der Diskussion jedes Traktandums als Erstes die eingegangenen Stimmenverhältnisse des unabhängigen Stimmrechtsvertreters offenlegen, dann begeben sich alle mit dem gleichen Wissen auf den Diskussionsmarathon. Rohner könnte das am Freitag austesten. ○

## Bilanz

# Kreative Buchhaltung

## Der Jahresabschluss 2015 der CS weckt Erinnerung an un gute Zeiten.

Die Credit Suisse hat für 2015 einen Verlust von gut 2,9 Milliarden Franken ausgewiesen, aber im komplexen Vergütungsbericht, der an der Generalversammlung 2016 zur Abstimmung kommt, erfährt die gesamte Vergütung der Mitarbeiter mit 10,6 Milliarden nur einen Rückgang von 1 Prozent. Hätte das Verlustjahr nicht stärker auf die Löhne drücken sollen? Die CS legt dar, dass es der 3,8 Milliarden schwere Abschreiber auf dem Goodwill der 2000 gekauften und seither wertmässig zerfallenen US-Investmentbank DLJ sei, der zum Verlust geführt habe. Und für Bonuszahlungen gelte nicht der Reingewinn, sondern der ökonomische Gewinn, und der DLJ-Abschreiber gehöre nicht dazu. Die variablen Vergütungen wurden zwar zurückgefahren, in gewissen Segmenten um 30 Prozent oder mehr. Der Rückgang wurde aber fast wettgemacht durch ein Plus bei den Fixlöhnen.

Dennoch hinterlässt der DLJ-Abschreiber Spuren. Jedenfalls verzichtet Konzernchef Tidjane Thiam freiwillig auf 40 Prozent seines Bonus, Verwaltungsratspräsident Urs Rohner auf sein Vorsitzhonorar von 1,5 Millionen Franken. Trotz rechnerischer Neutralisierung wirft die DLJ-Wertberichtigung auch ein schlechtes Licht auf die frühere Geschichte der CS. Warum wird eine Firma, die ihren Kaufpreis von 20 Milliarden Franken schon lange nicht mehr wert ist, mehr als zehn Jahre in der Bilanz mitgeschleppt, ohne die Verhältnisse zu bereinigen?

Klar, ein Abschreiber, der im betreffenden Jahr einen Milliardenverlust bedeutet, ist nie willkommen. Und Boni waren nicht immer gleich immun gegen solche Schläge. Verwaltungsrat und Konzernleitung zogen es deshalb vor, die Spielräume der Buchhaltung zu nutzen, um Abschreibungen zu vermeiden. Selbst im Jahr 2008 mit dem schweren Verlust von 7,7 Milliarden Franken und einem Tiefpunkt im Investmentbanking attestierte man der DLJ-Einheit, sie sei genügend werthaltig. Beim Definieren des Geschäftsmodells, bei der Bemessung von Marktwerten, qualitativen Beurteilungen oder beim Zeithorizont zog man viele Register. Zudem wurde die DLJ früher offenbar mit dem ganzen Investmentbanking vermischt, und erst bei dessen Zerlegung im vergangenen Herbst kamen die wertlosen Teile richtig zum Vorschein. *Beat Gygi*

# «Das Paradies wird erst 2100 eröffnet»

Geht uns bald die Arbeit aus? Nehmen uns die Zuwanderer wirklich die Jobs weg? Kaum jemand weiss mehr über den «am besten funktionierenden Arbeitsmarkt der Welt» als Boris Zürcher, einst Stift bei Johann Schneider-Amman, jetzt Leiter von dessen Direktion für Arbeit. *Von Markus Schär*

«Ein alter Menschheitstraum geht in Erfüllung», jubeln die Anhänger der Initiative für ein bedingungsloses Grundeinkommen, über das wir am 5. Juni abstimmen: «Roboter nehmen uns immer mehr Arbeit ab.» Deshalb wollen die Initianten allen Erwachsenen in der Schweiz monatlich 2500 Franken auszahlen, damit sie sich frei von Zwängen selbst verwirklichen können. Der Traum der Menschheit könnte sich aber auch als Albtraum erweisen, wie Erik Brynjolfsson und Andrew McAfee in ihrem Buch «The Second Machine Age» warnen: «Der rasende technische Fortschritt lässt Menschen zurück, vielleicht ganz viele Menschen.» Die Studie «The Future of Employment» der Universität Oxford zeigt, welche Berufe wegen der Automatisierung verschwinden dürften, so Kassiererinnen mit 98 Prozent und kaufmännische Angestellte mit 96 Prozent Wahrscheinlichkeit. Immer mehr Menschen fragen sich deshalb: «Wo sollen wir noch einen Erwerb finden?»

**Herr Zürcher, wenn Sie nochmals fünfzehn wären und ein Grundeinkommen hätten: Würden Sie wieder eine Lehre anfangen?**

Mit 2500 Franken kann man gar nicht so grosse Sprünge machen; das würde ich schnell merken. Aber die Gefahr droht, dass sich Junge verführen lassen. Da müssen die Eltern Verantwortung übernehmen. Mich mussten meine Eltern nur am Anfang für die Bildung motivieren.

**Würden Sie nochmals in die Industrie gehen, konkret zu Ammann in Langenthal?**

Ich denke ja, ich habe da zwei, drei wichtige Sachen gelernt. So etwa, dass man mit der Arbeit nicht einfach mal irgendwo anfangen kann, sondern sich vorstellen muss, wie ein Produkt schliesslich aussehen soll und wie man es in Prozessschritten erarbeiten kann. Ich wusste zwar nach der Lehre ziemlich sicher, dass ich nicht lange im Beruf bleiben würde. Aber ich zehre immer noch von diesen Erfahrungen.

**Den Beruf, den Sie erlernten, Maschinenzeichner, gibt es gar nicht mehr.**

Ja, er wurde zu jenem des Konstrukteurs aufgewertet. Der Beruf hat sich gewandelt und ist anspruchsvoller geworden. Ich halte deshalb nicht viel von Studien wie von jener der Uni Oxford, die sagt, Millionen von Jobs würden der Digitalisierung zum Opfer fallen. Bisher sind immer mehr Jobs



«Unser Arbeitsmarkt ist eine grossartige Integrationsmaschine»: Direktionsleiter Zürcher.

neu entstanden als weggefallen. Um 1900 hätte man mit 99,9 Prozent Treffsicherheit voraussagen können, dass die Kutscher oder die Hufschmiede verschwinden würden. Man hätte aber auch sagen müssen, dass die Beschäftigung und die Einkommen zum

Beispiel dank der Autoindustrie wachsen würden.

**Was soll mit jenen Leuten geschehen, die mit der Entwicklung nicht mithalten?**

Das ist das Kernproblem des Strukturwandels. Es ist das Geheimnis der Schweiz, dass



ihn dank unserem föderalen System keine Gruppe, ob aus der Politik, den Regionen oder den Branchen, dauerhaft blockieren kann. Wir müssen uns anpassen; dafür kaufen wir uns manchmal Zeit – so, als wir den Mindestkurs einführt oder als wir den Zusammenbruch der Swissair und der Grossbanken verhinderten. Gleichzeitig führen wir ein schleichendes Upgrading durch, deshalb ist die Bildung in der Schweiz so wichtig. Im internationalen Vergleich haben wir vermutlich die bestausgebildete Belegschaft.

#### **Dann wird auch mit den unqualifizierten Zuwanderern alles gut?**

Der Grossteil der Zuwandernden ist gut oder sehr gut qualifiziert. Es gibt aber auch eine Nachfrage nach weniger gut Qualifizierten. Der Schweizer Arbeitsmarkt ist längerfristig eine grossartige Integrationsmaschine, gegen alle Widerstände.

Gegenwärtig arbeiten in der Schweiz so viele Menschen wie noch nie: Ende 2015 ziemlich genau fünf Millionen. Und wir holen immer noch mehr Arbeitskräfte ins Land. Eine OECD-Studie zu Arbeitsmarkt und Migration von 2014 sagte voraus, der Schweizer Arbeitsmarkt wachse von 2010 bis 2020 um 10 Prozent (das war schon 2015 erreicht), und dafür müssten eine Million Erwerbstätige aus dem Ausland kommen, also 100 000 im Jahr. Vor allem die Grenzkantone klagen aber, die Ausländer verdrängten Schweizer aus dem Arbeitsmarkt. Und die Erwerbslosigkeit steigt, wie der Schweizerische Gewerkschaftsbund warnt, «auf einen traurigen historischen Höchststand». Warum muss die Schweiz immer weiterwachsen?

#### **Was bringt es unserem Land, wenn wir immer mehr Arbeitsplätze schaffen und die Arbeitskräfte dafür aus dem Ausland holen müssen?**

Wir können die Zuwanderung nicht einfach abstellen. Wir betreiben in der Schweiz einen ökonomischen Apparat, den wir allein mit dem einheimischen Arbeitskräftepotenzial nicht am Laufen halten können. Wenn wir die Zuwanderung zu stark einschränken, führt das zu einem erheblichen Strukturwandel und vor allem zu sinkenden Einkommen. Aber natürlich stellt sich die Frage: Sind wir an einem Punkt, an dem die zusätzliche Einwanderung keine höhere Wertschöpfung mehr bringt, also den Kuchen nicht mehr für alle grösser macht? Ich bin sicher, dass wir nicht an diesem Punkt sind.

#### **Die Zuwanderer arbeiten allerdings zunehmend in Branchen mit schwacher Wertschöpfung.**

Nicht nur die Zuwanderer. Die Arbeitsplätze verlagern sich eben von der hochpro-

duktiven Industrie in die personalintensiven Dienstleistungen. Das ist ein Trend, der schon lange anhält. Wir fordern beispielsweise in der Spitalpflege höchste Qualität; das braucht Arbeitskräfte, sonst pflegen uns Roboter wie in Japan. Aber natürlich kann man sich fragen, ob gewisse Tätigkeiten in einer Hochleistungsökonomie sinnvoll sind. Müssen wir polnische Arbeitskräfte holen, um Erdbeeren zu pflücken oder Spargeln zu stechen? Könnten wir dafür nicht besser vorläufig Aufgenommene oder Flüchtlinge einsetzen, die schon im Land sind?

#### **Wegen der Zuwanderung werden ja Einheimische vom Arbeitsmarkt verdrängt.**

Nein. In den letzten zwei, drei Quartalen sehen wir zwar ein Problem: Die Erwerbslosigkeit nimmt bei älteren Männern zu. Langfristig gesehen, hat sich ihre Situation aber deutlich verbessert; früher schob man sie in die Frühpensionierung oder in die Invalidenversicherung ab. Wir nehmen ihre Verunsicherung ernst. Aber wir weisen auch darauf hin, dass wir in der Schweiz bei allen wichti-

---

#### **«Die Arbeit geht uns also nicht aus?» – «Schön wär's!»**

---

gen Arbeitsmarktindikatoren gut dastehen, besser jedenfalls als die anderen Länder. Und das Problem der älteren Arbeitskräfte hat nichts mit der Zuwanderung zu tun.

#### **Bilden sich die Grenzregionen ihre Probleme also ein?**

Nein, aber wir schauen auch, dass niemand für fünf Euro die Stunde arbeitet. Wir haben die flankierenden Massnahmen, weil wir hier Schweizer Löhne und Schweizer Arbeitsbedingungen wollen. Im Tessin gibt es teils auch eine widersprüchliche Wirtschaftspolitik. Dort wurden Firmen angezogen, die mit der Tessiner Wirtschaft überhaupt nicht verbunden sind und ihre Belegschaft gleich aus Italien mitgebracht haben. Und ich höre von Anwälten oder Ingenieuren, die über Konkurrenz klagen, aber nicht zögern, bei sich einen italienischen Gärtner für zehn Franken arbeiten zu lassen.

Von den 20- bis 64-Jährigen in der Schweiz gehen fast 85 Prozent einer Erwerbstätigkeit nach: Das ist Weltrekord. Und das mittlere Erwerbsaustrittsalter stieg 2015 auf 65,5 Jahre, also über das Rentenalter. Allerdings arbeiten vor allem viele Frauen nur mit Teilzeitpensen, und ältere Arbeitslose finden kaum mehr gute Stellen. Dieses Potenzial soll die Fachkräfte-Initiative ausschöpfen – die Linke wirft Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann allerdings Untätigkeit vor. Weshalb sollen immer mehr immer länger arbeiten?

#### **Sollen wir stolz sein, dass wir bei der Erwerbsquote Weltrekordhalter sind?**

Ja, ich denke schon. Zwar liegt der Arbeits-einsatz pro Erwerbstätigen mit knapp 1600 Stunden nur im OECD-Mittelfeld; manche kommen mit einer Drei-Tage-Woche auf ein Einkommen, das ihnen reicht. Aber in der Schweiz arbeiten sehr viele; die Erwerbsquote ist weit überdurchschnittlich. Das ist unser Erfolgsgeheimnis.

#### **Wozu braucht es denn die Fachkräfte-Initiative, von der wir seit Jahren reden?**

Einerseits lindern wir damit den Mangel an Fachkräften, der in einer Hochleistungsökonomie immer herrscht. Das soll auch so sein; wir wollen keinen Fachkräfteüberfluss, denn das würde die Löhne drücken und den Leuten die Bildungsanreize nehmen. Andererseits brauchen wir Hochqualifizierte, um im Wettbewerb mitzuhalten, auch wegen der demografischen Entwicklung. Und schliesslich möchten wir ja die Zuwanderung beschränken, daher müssen wir die einheimischen Potenziale besser ausschöpfen.

#### **Wo gibt es denn noch Potenzial?**

Bei den Älteren, bei den Frauen, bei den 600 000 Arbeitskräften ohne nachobligatorische Ausbildung. Das Potenzial ist aber nicht fix, sondern hängt davon ab, wie viel Ressourcen wir zur Erschliessung aufwenden. Wenn wir allen Familien die Kinderbetreuung abnehmen, arbeiten viel mehr Frauen, als wenn wir ihnen nur einen Steuerabzug gewähren. Wir wollen auch nicht alle Frauen zur Erwerbsarbeit zwingen. Wir wollen Hindernisse wegräumen, derentwegen Frauen heute weniger arbeiten, als sie möchten.

#### **Die Arbeit geht uns also nicht aus?**

Schön wär's! Der Ökonom John Maynard Keynes schrieb 1930, mitten in der Krise, seinen berühmten Aufsatz «Economic Possibilities for our Grandchildren». Er glaubte, 2030 würden wir noch fünfzehn Stunden in der Woche arbeiten und «das ökonomische Problem», also die Knappheit der Güter, sei gelöst. Davon sind wir weit entfernt – abgesehen davon, dass wir tatsächlich einiges weniger arbeiten, vor allem mehr Ferien und Freitage geniessen als zu Keynes' Zeiten. Die Chinesen und die Afrikaner möchten auch am Wohlstand teilhaben, selbst in der Schweiz können sich die meisten ein noch besseres Leben vorstellen. Die Arbeit geht uns also nicht aus. Die Roboter ersetzen uns nicht; sie helfen uns, wie uns die Technik bisher immer unterstützt und ergänzt hat.

#### **Aber die Befürworter des Grundeinkommens haben doch recht: Es war immer ein Menschheitstraum, dass wir nicht mehr für den Lebensunterhalt arbeiten müssen.**

Als Optimist glaube ich: Sie sind hundert Jahre zu früh. Das Paradies wird erst 2100 eröffnet. ○



## Verlust der Unabhängigkeit

Die *Weltwoche* irrt, wenn sie schreibt, die Sika-Manager würden die Eigentümer über den Tisch ziehen wollen. Im Fall Sika geht es vielmehr um die Sicherung der Zukunft einer erfolgreichen Schweizer Pionierfirma.

Von Max D. Amstutz

Seit Monaten beschäftigt die Medien die rechtliche Auseinandersetzung zwischen der Eigentümerfamilie Burkard, welche dank ihren Stimmrechtsaktien die Sika kontrolliert, sowie Verwaltungsrat und Management, welche sich einem Verkauf dieser Kontrollmehrheit an Saint-Gobain, einen französischen Mischkonzern der Baumaterialbranche, entgegenstellen. Besonders nachdrücklich setzt sich die *Weltwoche* für die Rechte der Eigentümerfamilie ein. In seinem «Editorial» vom 14. April 2016 schrieb Chefredaktor Roger Köppel: «Beim Streit um Sika geht es um Grundsätzliches: Es geht darum, ob wir in der Schweiz die Eigentümerrechte noch ernst nehmen oder ob wir es zulassen, wenn sich übermütige Manager in einem Akt vorsätzlicher Selbsttäuschung anmassen, die eigentlichen Eigentümer über den Tisch zu ziehen.»

Köppel irrt. Denn rechtlich ist die Sache keineswegs eindeutig. Um dies zu verstehen, muss man wissen, dass die Sika-Aktien von der Familienholding Schenker-Winkler (SWH) gehalten werden. Würde die SWH ihre Sika-Namenaktien direkt an Saint-Gobain verkaufen, was der Normalfall wäre, dann käme eine Vinkulierungsbestimmung in den Sika-Statuten zur Anwendung, die besagt, dass der Verwaltungsrat die Eintragung pro Aktionär auf 5 Prozent aller Namenaktien beschränken kann. Dies würde der Sika-Verwaltungsrat in unserem Fall natürlich tun, um eine Kontrolle der Firma durch den französischen Mischkonzern abzuwenden. Damit würde das Interesse von Saint-Gobain am Erwerb der Firma aber wegfallen, denn es geht ihr um deren Kontrolle.

Um dieses Hindernis zu beseitigen, wandte die Eigentümerfamilie einen legalen Trick an: Sie verkauft nicht die Sika-Aktien, sondern die SWH mitsamt den Aktien. Damit umgehen die Familienaktionäre die erwähnte Statutenbestimmung, welche bei einem Direktverkauf der Aktien an Saint-Gobain zur Anwendung käme. Es findet so ein indirekter Kontrollwechsel statt, welcher den Schutz der Statutenbestimmung aushebelt.

Hier muss nun daran erinnert werden, dass die Eigentümerfamilie selbst es war, welche diese Statutenbestimmung eingeführt hat, um unliebsame Erwerber von Namenaktien ausgrenzen zu können. Mit dem Deal der Familie mit Saint-Gobain ist jetzt der Ernstfall eingetreten. Der Verwaltungsrat ist mit glaubwürdi-

ger Begründung gegen den Deal. Unliebsam ist Saint-Gobain, weil mit der Kontrollübernahme das Erfolgsmodell der Sika und damit die Zukunft der Firma bedroht ist.

### Umgehungsversuch der Familie

Als Notmassnahme hat der Sika-Verwaltungsrat den Vinkulierungsartikel in den Statuten angewandt, um die von der Familie versuchte Abwahl und den Ersatz seiner Mitglieder durch deren eigene Leute zu verhindern. Damit ist der Umgehungsversuch der Familie, um den Ver-



Notmassnahme: ordentliche Sika-GV, 12.4.16.

kauf durchzusetzen, konterkariert worden, eine durchaus verständliche Massnahme. Die Gültigkeit des Deals hängt nun davon ab, wie das Zuger Kantonsgericht das Vorgehen des Verwaltungsrates beziehungsweise den indirekten Kontrollwechsel beurteilt.

Das Gericht wird auch die Auswirkungen des Kontrollwechsels auf die Inhaberaktionäre zu beurteilen haben, die 84 Prozent des Kapitals der Sika halten. Hier kann ein permanent wirkender Wertverlust ihrer Aktien, gewissermassen eine «kalte Enteignung», eintreten, wie glaubwürdige Untersuchungen nachweisen. Das Risiko ist nämlich gross, dass der Kontrollwechsel das erfolgreiche Geschäftsmodell der Sika beschädigt oder sogar zerschlägt. Wenn der Verwaltungsrat

und das Management der Sika sich heute mit allen Mitteln gegen die Übernahme der Aktienmehrheit durch Saint-Gobain wehren, so ist dies legitim: Es geht um die Sicherung des Geschäftsmodelles und einer weiterhin erfolgreichen Zukunft. Die Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit der Sika ist dazu unerlässliche Voraussetzung. Zudem ist zu berücksichtigen, dass zum heutigen Kurs der Aktie der Deal mit Saint-Gobain der Eigentümerfamilie eine Kontrollprämie von etwa 75 Prozent einbringt, während die Inhaberaktionäre wegen der Opting-out-Klausel leer ausgehen. Auch wenn dies legal ist, so erscheint es doch wenig fair.

Dass die Gefahr eines Verlustes der Unabhängigkeit real ist, erhellt aus den folgenden Hinweisen:

— Die Erfahrung lehrt, dass jeder Erwerb der Kontrolle einer Firma durch einen Grosskonzern zu Veränderungen im Spitzenkader und im Geschäftsmodell der übernommenen Firma führt.

— Die Zusicherungen der Saint-Gobain-Führung betreffend Verzicht auf Stellenwechsel und Stellenabbau sind nur kurzfristig gültig und wenig glaubwürdig. Ich verweise auf die Aussage des CFO Guillaume Texier, wonach es bei Sika zu Wechseln kommen werde, weil «einige Vertreter gegenüber Saint-Gobain Positionen eingenommen haben, die derart feindlich sind, dass ich nicht glaube, dass sie mit Saint-Gobain zusammenarbeiten wollen» (*Handelszeitung* vom 23. 3. 2016).

— Das Geschäftsmodell der Sika und das der Saint-Gobain sind miteinander in keiner Weise kompatibel. Saint-Gobain ist ein Mischkonzern, nach französischer Manier streng hierarchisch und zentral geführt. Sika ist das pure Gegenteil: klar fokussiert auf das Kerngeschäft Bauchemie, nachhaltig innovativ mit hohem Mitteleinsatz für Forschung und Entwicklung, dezentral geführt mit flacher Hierarchie und Denkfreiheit der Kader.

Es ist abzusehen, dass die Auseinandersetzung der beiden Protagonisten mit dem Verdikt des Zuger Kantonsgerichts, wie immer es auch ausfallen wird, nicht abgeschlossen sein wird. Ein Instanzenweg bis zum Bundesgericht ist vorgezeichnet. Der Vertrauensverlust auf beiden Seiten wird weitergehen.

Max D. Amstutz war von 1970 bis 1994 Konzernchef von Holcim.



# Rückkehr nach Tschernobyl

Muss das Gebiet um das ehemalige Atomkraftwerk in der Ukraine über Generationen unbewohnt bleiben? Die *Weltwoche* hatte Gelegenheit, mit Strahlenfachleuten an einer Studienreise in die Ukraine teilzunehmen. Von *Walter Rüegg\* und Alex Reichmuth*

In diesen Tagen jährt sich die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl zum dreissigsten Mal; es häufen sich die Berichte mit Schauer geschichten über die Region um das havarierte Kraftwerk. Rund fünf Millionen Menschen müssten in den betroffenen Gebieten «auf radioaktiv verseuchtem Boden leben», schrieb die Umweltorganisation Greenpeace. Die *Neue Zürcher Zeitung* berichtete unter dem Titel «Verstrahlt und vergessen» über eine angebliche Häufung von Krebserkrankungen, chronischen Erkrankungen und Missbildungen bei Kindern. Reihum bezeichnen Medien wie SRF oder die *NZZ am Sonntag* das gesperrte Gebiet um Tschernobyl als «Todeszone».

Die *Weltwoche* hatte vor kurzem Gelegenheit, gemeinsam mit Strahlenfachleuten an einer Studienreise in die Ukraine teilzunehmen. Organisiert worden war diese Reise von amerikanischen Strahlenschutzexperten. Sie führte nicht nur in die Sperrzone, sondern gar hinein in den Unglücksblock 4 des ehemaligen Atomkraftwerks, der unter einem Sarkophag begraben ist. Während des Aufenthalts nahm die Gruppe zahlreiche Radioaktivitätsmessungen an unterschiedlichen Orten vor.

Ein Schwerpunkt der Reise galt Prypjat, das rund vier Kilometer vom Kraftwerk entfernt liegt. Die Stadt mit ursprünglich 50 000 Bewohnern wurde nach dem Unglück evakuiert und ist bis heute unbewohnt. Im Innern von Gebäuden ist die Strahlung aber kaum je höher als in Häusern in der Schweiz. Auch im Freien liegt die Radioaktivität an vielen Orten der Stadt nicht höher als in Schweizer Städten, typischerweise auf Strassen. Eine höhere Strahlung lässt sich jedoch in der Regel über Naturboden nachweisen – wobei auch diese meist nicht über Werten liegt, wie sie durch natürliche Einflüsse an vielen Orten der Welt vorkommen. Die weitaus höchste Radioaktivität in Prypjat ist bei vermoosten Stellen nachzuweisen. Moose lagern Cäsium-137 ein, das für den Hauptteil der heute noch massgebenden Strahlung verantwortlich ist.

## Weniger Strahlung als in den Alpen

Rechnet man die registrierte Gesamtdosis während unseres Besuchs in Prypjat hoch, ergibt sich für einen dauerhaften Aufenthalt in der Stadt eine Dosis, die höchstens zwei Mal so hoch wie die durchschnittliche Strahlung in der Schweiz ist. Sie liegt sogar tiefer als die Radioaktivität an vielen Orten der Alpen. Bis heute gab es jedoch nie eine Aufforderung an

die Schweizer Bergbevölkerung, ihre Heimat wegen gefährlicher Strahlung zu verlassen.

Die Reisegruppe stattete auch der Stadt Tschernobyl einen Besuch ab. Sie liegt fünfzehn Kilometer vom Kraftwerk entfernt, ist aber ebenfalls bis heute evakuiert. Die Messungen zeigen hier Werte, die ausnahmslos im problemlosen Bereich sind. Die Radioaktivität liegt typischerweise tiefer als im Zentrum Roms.

Die höchste Strahlung registrierten wir – wenig überraschend – während des Abstechers zum ehemaligen Kernkraftwerk. In einem Abstand von einigen hundert Metern zum ominösen Block 4 ist die Radioaktivität an gewissen Stellen allerdings ebenfalls nicht höher als jene in verschiedenen Schweizer Städten. Erst unmittelbar beim Zugang zum Sarkophag steigt die Strahlung über die höchsten natürlich vorkommenden Werte.

Unsere Reisegruppe konnte selbst einen Abstecher ins Innere des Sarkophags machen, der Besuchern höchst selten offensteht. Die Reaktorhalle und gewisse Räume darunter blieben uns zwar verschlossen, weil dort tatsächlich lebensbedrohliche Gefahren lauern – wegen der Strahlung, aber auch wegen loser Trümmer und ungesicherter Abgründe. Jedoch konnten wir den ehemaligen Kontrollraum untersuchen, der etwa vierzig Meter von der Reaktorhalle entfernt liegt, dank dicken Betonwänden

aber recht gut abgeschirmt ist. Die Strahlung in diesem Kontrollraum ist erstaunlicherweise nicht höher als jene in Orten wie Ramsar im Iran oder St. Joachimsthal im tschechischen Erzgebirge, wo man bezeichnenderweise zur Kur hinfährt.

Die Entsorgung des Havarie-Reaktors stellt ohne Zweifel eine grosse Herausforderung da. Sie wird wohl noch viele Jahrzehnte dauern. Derzeit wird eine neue äussere Hülle gebaut, die über den Block 4 geschoben werden soll. Denn der vor dreissig Jahren in aller Eile gebaute Sarkophag ist baufällig geworden.

Bezüglich der gesperrten Zone um das ehemalige Kraftwerk kann man aber sagen, dass sie zu einem Grossteil ohne nennenswerte Gefahren besiedelt werden könnte. Um die radioaktive Belastung weiter zu senken, wäre es von Vorteil, Stellen mit erhöhter Strahlung zu sanieren – etwa durch Entfernung von Moos. Dennoch dauert die Sperrung des Gebietes an, was auf politische und wirtschaftliche Gründe hindeutet. Es scheint für die Ukraine nicht lukrativ zu sein, das Gebiet um Tschernobyl zugänglich zu machen. Möglicherweise riskiert das Land sonst den Wegfall internationaler Zuwendungen wegen der Folgen der Katastrophe.

Walter Rüegg ist Kernphysiker und ehemaliger Chefphysiker der Schweizer Armee.



*Furcht um internationale Zuwendungen:* Sarkophag von Tschernobyl.



# «Ein Hoch auf die Angst»

Hier Villen, dort Slums: Ein Besuch zweier englischer Städte vor dem EU-Referendum zeigt, dass Europa bei den Reichen mehr Freunde hat als bei den Armen.

Von Wolfgang Koydl

Über dem Pier knattert der Union Jack in der steifen Brise – achtmal, an acht Masten nebeneinander. Trotzig, stolz und frisch gewaschen. Die kontinentaleuropäische Sitte, anbiedernd verschiedene Landesflaggen nebeneinander aufzureihen wie bunte Wäschestücke an einer Leine – die hat sich bis Clacton-on-Sea noch nicht herumgesprochen.

«Wir sind britisch, und so soll es auch bleiben», bekräftigt Harry Pickard mit einem träumerischen Blick auf die nationale Flaggenparade. So britisch wie der weit in die Nordsee hinausragende Pier mit seinen fettigen Fish-and-Chips-Buden, den schmutzigen Spielhallen und dem Porträt der Queen auf den Münzen, die von den Schlitzen der Spielautomaten verschlungen werden. «Oder vielleicht sollte ich lieber sagen: So britisch soll es wieder werden», bessert Pickard nach. «Wenn wir das Referendum gewonnen haben.»

Das Referendum. Knapp zwei Monate sind es noch, bis die Briten darüber abstimmen, ob sie in der Europäischen Union bleiben wollen oder doch lieber einen eigenen Weg gehen sollen, der abwechselnd als norwegisch, kanadisch oder schweizerisch beschrieben wird. Die Abstimmung beherrscht die öffentliche Debatte – zumindest in den Medien, aber mittlerweile auch verstärkt im Pub oder am Abendbrottisch. Die Nation ist gespalten in austrittsfreudige *Brexiters* und verharrende

«Ich bin dagegen, so wie schon 1975», bekennt der Frührentner.

*Bremainians*. Es ist sicher kein Zufall, dass der erste Begriff an draufgängerische Musketiere erinnert, der zweite an weniger sympathische *Rumanians*.

## Armut am Meer

Pickard weiss, wie er stimmen wird: «Ich bin dagegen, so wie schon 1975», bekennt der Frührentner. Vor vierzig Jahren hatten die Briten das erste Mal die Gelegenheit, sich zur Mitgliedschaft in der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) zu äussern, wie das Konstrukt damals hiess. 67 Prozent waren seinerzeit für den Verbleib in der EWG – ein folgenschwerer Fehler, wie inzwischen nicht nur Harry Pickard meint.

In seiner Heimatstadt dürfte er die meisten Mitbewohner auf seiner Seite wissen. Denn

der verwaahlte Badeort in der Grafschaft Essex gilt als einer der Euro-skeptischsten Wahlkreise im Königreich. Kein Wunder, schliesslich vertritt der einzige Abgeordnete der antieuropäischen United Kingdom Inde-

pendence Party (Ukip) Clacton im Unterhaus: Douglas Carswell, ein Mann mit einem Kinn wie ein Amboss und mit ähnlich unerschütterlichen Überzeugungen, verliess sogar seine angestammte politische Heimat und



Negativrekorde: Clacton-on-Sea in der Grafschaft Essex.



wechselte von den seiner Meinung nach zu laschen Konservativen zur Ukip.

Abgesehen von dieser Besonderheit bietet die Stadt nur Negativrekorde: Die Arbeitslosigkeit ist überdurchschnittlich hoch, das Jobangebot überdurchschnittlich niedrig. Nirgends ist die Bevölkerung so überaltert – mehr als ein Drittel ist über sechzig. Und jeder fünfte Einwohner bezieht Sozialhilfe. «Poverty-on-Sea» nennen daher denn auch manche den Ort – Armut am Meer.

Gegründet wurde Clacton 1871 als Feriendestination für das Industrieproletariat aus dem Londoner East End. Seine Blütezeit erleb-

te der Ort in den fünfziger und sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Doch inzwischen reisen auch Arbeiter lieber mit Easy Jet nach Spanien oder Zypern. Dort gibt es ebenfalls Chips, die Premier League auf Sky TV und dünnes Lagerbier. Nur, dass dort das Wetter besser ist als an der Nordsee.

Clacton verfügt sogar über den zweifelhaften Ruhm, den ärmsten Bezirk im ganzen Königreich in seinen Grenzen zu beherbergen: Die Siedlung Jaywick mit ihren windschiefen Baracken, vernagelten Läden und ungeteerten Strassen würde man in Afrika *shanty town* und in Brasilien Favela nennen. Der einzige Farb-

tupfer sind die roten «Vote Leave»-Plakate der EU-Gegner in den Fenstern: «Was hat die verflixte EU denn je für uns kleine Leute getan?», stösst der seit Jahren arbeitslose Dave hervor und streckt zur Bestätigung den Mittelfinger in die Höhe.

Gerade mal eine Autostunde von Clacton entfernt liegt St Albans. Mit 55 000 Einwohnern ist die Kleinstadt in der Grafschaft Hertfordshire nördlich von London praktisch genauso gross wie der Badeort in Essex. Aber damit enden die Gemeinsamkeiten auch schon. So hat die Londoner *Times* St Albans zur Euro-freundlichsten Stadt in England gekürt. In Gesprächen mit Passanten bestätigt sich das zwar nicht unbedingt, aber etwas differenzierter als in Clacton betrachtet man die Sache doch.

Sue Flanagan, die vor dem Postamt wartet, lamentiert zwar über die vielen Ausländer aus osteuropäischen EU-Ländern, deretwegen sich die Wartezeiten im staatlichen Gesund-

---

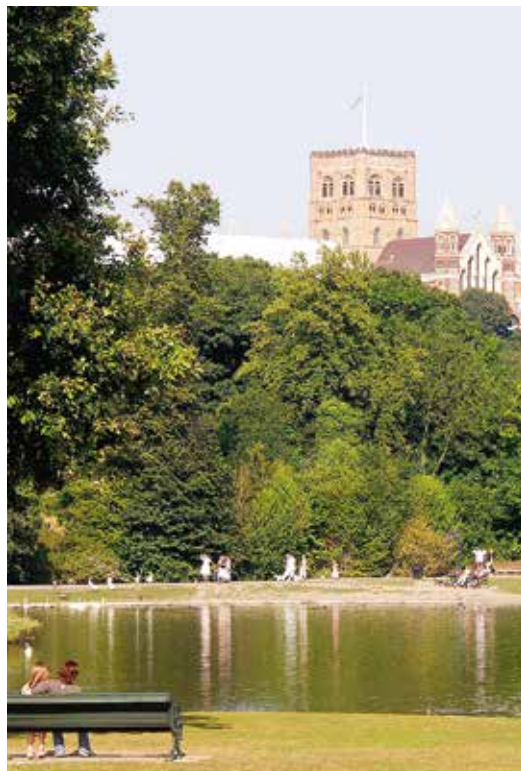
## Für Schottland ist traditionell der Feind des Feindes ein Freund.

---

heitsdienst verlängerten, die ihnen begehrte Schulplätze wegnähmen und die bei der Vergabe von Sozialwohnungen bevorzugt würden. Aber anders als der mürrische Alte vor ihr in der Schlange, der seinen Kommentar auf die zwei Worte «f... foreigners» beschränkt, sieht sie auch die andere Seite der Medaille. «Wenn man es bedenkt, dann ist die EU ja nicht nur schlecht», lautet ihr – wenig überzeugtes – Resümee.

Vielleicht heftete die *Times* den Bürgern von St Albans das Etikett «europafreundlich» ja deshalb an, weil es sehr schwierig ist, in England eine Stadt zu finden, die sich zur EU bekennt. In England, wohlgemerkt, denn Schotten, Waliser und sogar Nordiren hatten nie Probleme mit dem Kontinent: Für Schottland ist traditionell der Feind des Feindes ein Freund, und somit ist Brüssel nur in die Rolle geschlüpft, die vormals Paris eingenommen hatte. Wales hängt an vielen europäischen Versorgungströpfen, und im Norden der Grünen Insel sorgt man sich um das künftige Verhältnis zur Republik Irland. In England hingegen sind nur bestimmte Teile der Metropole London vorbehaltlos für einen Verbleib in der EU. Nicht ganz zufällig sind dies die betuchteren Viertel.

Die Kombination aus Geld und EU trifft auch auf St Albans zu. Der Ort kann es an Wohlstand mit der Hauptstadt aufnehmen. Die Stadt liegt im sogenannten «Stockbroker Belt», dem Speckgürtel, in dem sich reiche Boys (und Girls) aus der City ansiedeln. Sie pendeln zwischen gutdotierter Arbeitsstelle und Wohnort, wohin sie nur zum Schlafen zurückkommen. So liegt die Arbeitslosigkeit in St Albans bei 0,7 Prozent. Oder anders ausge-



**Speckgürtel:** St Albans in der Grafschaft Hertfordshire.



drückt: 650 Personen – 90 weniger als im Vorjahr – sind arbeitslos. Als obdachlos sind – genau abgezählt – 125 Männer und Frauen gemeldet.

Prägen in Clacton eher Invalidenmobile den Verkehr, so gleiten in StAlbans 7er-BMWs, S-Klasse-Mercedes, Jaguare und Porsches durch die Stadt. Statt Ein-Pfund-Shops, Secondhand-Läden und Tattoo-Studios säumen Maklerbüros, Boutiquen und Bijouterien die Hauptstrasse. Fürs Wochenende hat sich ein französischer Wochenmarkt angekündigt, ganzjährig ist Promi-Koch Jamie Oliver mit einem Restaurant vertreten. Eine Oper, ein Orchester, zwei Theater und mehrere Galerien vervollständigen das Bild. Selbst bei den grossen Söhnen der Stadt hat StAlbans die Nase vorn: Der Physiker Stephen Hawking, der Regisseur Stanley Kubrick und «Evita»-Librettist Tim Rice wuchsen hier auf. In Clacton ging lediglich die nigerianische Sängerin Sade Adu mal zur Schule.

### Grosse Söhne und Töchter

Vor einigen Jahren wurde die einstige Römersiedlung St Albans für eine Spezialausgabe von Monopoly zum Ort auf dem teuersten Feld des Brettspiels gewählt – dort, wo in der Schweizer Version der Paradeplatz liegt. Das ist kein Zufall, verfügt St. Albans doch über einen Ortsteil mit der höchsten Millionärsdichte im ganzen Land: Mindestens anderthalb Millionen Pfund sollte man schon haben, wenn man in Harpenden eine mehr oder weniger standesgemässe Bleibe hinter Buchsbaumhecken und Magnolienbäumen kaufen will.

Geld ist auch das Hauptargument, mit dem die Regierung von Premierminister David Cameron für ein Ja zu Europa wirbt. Mehr als 200 Seiten stark ist der Report, in dem das Finanzministerium soeben bis auf den Penny genau ausgerechnet hat, wie viel weniger eine britische Familie in fünfzehn Jahren in der Tasche haben wird, wenn das Land der EU den Rücken kehrt: 4300 Pfund im Jahr. Die Studie erntete freilich viel Hohn. Man weiss, dass die hellseherischen Fähigkeiten des Schatzamtes nicht einmal das kommende Jahr erleuchten, geschweige denn das Jahr 2030.

### «Springt mit uns von der Klippe»

Stattdessen griffen die *Brexiters* eine andere Zahl in der Erhebung heraus: Drei Millionen zusätzliche Migranten würden ins Land kommen, wenn man in der EU verbleibe. Das wären doppelt so viel wie heute, und Downing Street hält dies für eine positive Entwicklung. Die Bürger sehen das nicht so: Der Zustrom osteuropäischer EU-Bürger ist eines der stichhaltigsten Argumente der Europagegner, wobei in Clacton erstaunlicherweise mehr über Einwanderung gesprochen wird als in StAlbans.

Der Küstenort ist so britisch wie die Union Jacks über seinem Pier. Weniger als drei Prozent



*Kinn wie ein Amboss:* Ukip-Abgeordneter Carswell.

der Bewohner sind Ausländer. In StAlbans hingegen sind Portugiesen, Rumänen, Zypriern, Italiener, Bulgaren oder Polen in Geschäften, Hotels oder auf Baustellen unübersehbar. «Sie werden aber nicht als Bedrohung wahrgenommen, weil sie niemandem den Job wegnehmen, sondern die Arbeit erledigen, die keiner der Einheimischen macht», erklärt John McJannet von der Stadtverwaltung.

Sein Kollege in Clacton bezweifelt überhaupt, ob das Thema Ausländer wirklich entscheidend ist. «Meiner Meinung nach sorgen sich die Leute viel mehr, dass die EU ihr Selbstbestimmungsrecht beschneidet», vermutet Neil Stock, der Stadtpräsident von Clacton.

### Glaubt man ihrer Propaganda, wäre ein EU-Austritt das Ende Grossbritanniens als Staat.

«Sie fürchten um die Souveränität des Landes.» Bezeichnenderweise hebt Boris Johnson, Bürgermeister von London und prominentestes Gesicht der sogenannten Outers, ebenfalls diesen Punkt hervor. Was würden denn die Amerikaner sagen, wenn ein Parlament in Guatemala oder ein Gericht in Peru den USA Vorschriften machen würde, schleuderte er US-Präsident Barack Obama sarkastisch entgegen, als der bei seinem jüngsten London-Besuch mit Engelszungen für Britannien in Europa warb.

Neil Stock, wie Johnson und Cameron ebenfalls ein Tory, kann nur matt über solche Sprüche lächeln. «Ich bin sehr enttäuscht vom Niveau der Debatte», seufzt er. «Auf beiden Seiten.» So könnten die Euro-Turbos kein einziges positives Argument ins Feld führen. «Bei

ihnen klingt das wie bei einer Ehescheidung», zieht er einen Vergleich. «Da müssen wir ja die CD-Sammlung und die Möbel aufteilen. Wie mühsam! Dann bleiben wir lieber zusammen, auch wenn wir uns hassen.»

Zweifel an den Konsequenzen eines Austritts plagten Paul Hedgecock. Der allen Anschein nach gutsituierte Enddreissiger lehnt am Tresen des «Blacksmith Arms» von StAlbans und genießt sein Feierabend-Pint. Er beschreibt sich selber eher als Euro-Skeptiker, doch mit einem grossen Vorbehalt. «Die *Brexiters* können mir nicht glaubwürdig erklären, was nach einem Austritt kommt», klagt er. «Sie sagen im Prinzip: «Hey, kommt, und springt mit uns von der Klippe. Vertraut uns. Es wird alles gut.» Er verzieht den Mund und schüttelt den Kopf. «Das ist mir nicht gut genug.» Gut denkbar, dass er am Ende sein Kreuz doch neben dem «Yes» machen wird, grübelt er und begründet es mit einem britischen Sprichwort: «Lieber den Teufel, den man kennt, als den, den man nicht kennt.»

So wie er denken offensichtlich viele Briten. Nur so ist es zu erklären, dass die Zahl unentschlossener Wähler zunimmt, je näher der Wahltag rückt. Seit März hat sie sich von 6 auf 17 Prozent fast verdreifacht. Noch höher ist nach einer jüngst veröffentlichten Erhebung die Zahl jener, die zwar wissen, wie sie abstimmen wollen, sich jedoch vorstellen könnten, ihre Meinung noch zu ändern, falls sie das eine oder andere gute Argument hören sollten: 38 Prozent.

### Essenz konservativen Denkens

Unter diesen Umständen sind alle Meinungsumfragen mit noch mehr Vorsicht zu genießen, als sich dies in Grossbritannien mit seinen notorisch danebenliegenden Demoskopie-Instituten ohnehin empfiehlt. Nach deren Erkenntnissen liegen die Pro-Europäer im Moment mit 45 Prozent vor den Austrittswilligen mit 38 Prozent. Doch es wäre verwegen, daraus Rückschlüsse auf das Endergebnis zu ziehen, das am Abend des 23. Juni verkündet werden soll.

Die Regierung freilich überlässt nichts dem Zufall und setzt voll und ganz auf das «Projekt Furcht». Glaubt man ihrer Propaganda, wäre ein EU-Austritt das Ende Grossbritanniens als funktionierender Staat. Mediale Büchsenpanzer dieser Strategie schaffen es sogar, der Panikmache Positives abzugewinnen. «Furcht ist ein absolut vernünftiger Grund, Dinge nicht zu tun», schrieb beispielsweise Hugo Rifkind in der *Times*. «Nicht vor ein fahrendes Auto zu laufen. Keine Affäre zu haben. Nicht die Meeresfrüchte zu probieren. Nicht in Syrien einzumarschieren.» Furcht, so Rifkinds steile These, sei eigentlich die Essenz konservativen Denkens. «Ein Hoch auf die Angst. Man muss sich vor ihr nicht fürchten.» ○



# Unterwegs auf der Balkanroute

Trotz Türkei-Deal und Grenzzäunen benützen weiterhin täglich 200 bis 300 Migranten die Balkanroute. In Belgrad hilft Schmuggler «Sultan» weiter.

Von Boris Kálnoky

Ajub Khan kennt sich aus mit bulgarischen Grenzschildern. Vier Mal wurde der junge Afghane aus Kandahar erwischt, bevor es ihm beim fünften Versuch gelang, von der Türkei aus über die grüne Grenze zu schlüpfen. «Einmal hatten wir Glück, denn da waren auch deutsche Polizisten bei der Patrouille», erzählt er. «Da wurden wir zwar auch in die Türkei zurückdeportiert, aber wenigstens schlugen die Bulgaren uns nicht.» Ohne die Deutschen hingegen: «Wenn es nur Bulgaren waren, die schlugen uns, klauten unser Geld, die Telefone, sogar das Essen, die Kleider und jagten uns zurück.»

Es ist schwer geworden, über die Balkanroute nach Europa zu kommen. Monatlang war Khan unterwegs – Pakistan, Iran, Türkei. Eigentlich wollte er übers Meer nach Griechenland. Doch vier Tage zuvor war das Flüchtlingsabkommen zwischen der EU und der Türkei in Kraft getreten, dieser Weg war damit versperrt. Für tausend Euro versprachen Schlepper, ihn von Istanbul über Bulgarien nach Belgrad zu bringen. Jetzt ist er tatsächlich in der serbischen Hauptstadt. Wie er kommen nach wie vor jeden Tag mehr als 200, manchmal mehr als 300 Migranten in Belgrad an, in einem Park am Busbahnhof, der als zentraler Treffpunkt dient. Hier bekommt man Nahrung, Kleider, Schuhe von freiwilligen Helfern, hier wartet man auf Nachzügler, verhandelt mit Schmugglern.

«Sultan» nennt sich einer von ihnen. Graumelierte, kurzgeschorene Haare, graues T-Shirt über einer Hose im Militärlook, Goldkette. Sultan ist Syrer. Er hält Hof auf der Terrasse eines Schnellimbisses im Park, stets umringt von Migranten. Immer mit wichtiger Miene und dem Telefon am Ohr. «Er macht kein Hehl daraus, was er im Schilde führt, ich glaube, er ist richtig stolz darauf», meint Branislava Djonin, eine freiwillige Helferin. Mit Journalisten jedoch will Sultan nicht sprechen.

## Ist Schweden besser als Deutschland?

Zusammen mit anderen Hilfwilligen betreibt Branislava eine kleine Bude, finanziert vom serbischen Sender B92. «Info-Park» steht drauf, hier gibt es Informationen für Neuankömmlinge, Strom für das Smartphone. Und Essen. Gerade ist es so weit, 18 Uhr – Nudeln mit Gurken und Tomaten. Dutzende jüngere Männer stellen sich an für ihre Portion. «Am Mittwoch kamen 232 Männer, 13 Frauen und 14 Kinder», liest Branislava aus ihren Unterlagen vor. Jetzt ist Donnerstag, und wieder sind es bereits rund 230 Neuankömmlinge.

Ajub Khan hilft. Er ist hier seit zehn Tagen. Hängengeblieben aus Geldmangel. 4000 Euro ist er an Schmuggler wie Sultan losgeworden, seit er aus Afghanistan aufgebrochen ist. Er weiss nicht genau, wie es weitergehen soll. Er habe als Übersetzer für die US-Army gearbeitet, erzählt er, und sei bei einer Explosion verletzt worden, wie sein Bruder auch, bei einem anderen Angriff der Taliban. Und sein Vater sei ermordet worden, weil er, Khan, bei den Amerikanern gearbeitet habe. «Das waren aber die vom Islamischen Staat in Afghanistan, nicht die Taliban. Die sind anders, die hätten nur mich umgebracht, nicht meinen Vater», meint er. Seine Mutter habe ihm zur Flucht geraten. Für 2000 Euro habe er seine bescheidene Bleibe verkauft, 1000 habe er selbst gespart gehabt, 1000 habe ein Onkel dazugegeben, ein hoher Offizier bei der afghanischen Armee. Jetzt sei das Geld weg.

Er will nach Deutschland. Er weiss nur nicht wie. Wer Geld hat, kann zwischen verschiedenen Angeboten wählen. Für 100 Euro pro Kopf bringen die Schmuggler die Menschen an die ungarische Grenze und schneiden ein Loch in den Grenzzaun. Auf der anderen Seite wartet die Polizei – etwa 150 Migranten werden da jeden Tag festgenommen. Am Ende aber kommen sie in ein offenes Lager, aus dem die meisten «verschwinden». Für 800 Euro kann man direkt von Belgrad nach Österreich, zumindest

würden das die Schlepper versprechen, meint Branislava.

Nicht alle kommen wie Ajub Khan über die bulgarische Grenze. Mehran, auch aus Afghanistan, lief mit vier Verwandten zu Fuss über die Berge um den mazedonischen Grenzzaun herum. Ohne Schmuggler, behauptet er. Mit Hilfe von Google-Landkarten. Sie sind alle sehr müde, gerade angekommen. Auch sie wollen nach Deutschland. Auch sie erzählen, dass Verwandte ermordet wurden, weil sie «bei der Polizei arbeiteten». Und dass deswegen auch die ganze Familie bedroht wurde.

Jetzt ruhen sie aus auf Matten in einem Abrissgebäude, das westliche Freiwillige für sie hergerichtet haben. «Wir sind vierzehn Leute», sagt Marlen aus der Schweiz, Buchhändlerin, «derzeit ohne Anstellung». Sie haben sich aus freien Stücken auf den Weg nach Belgrad gemacht, haben das baufällige, leerstehende Gebäude entdeckt und es in Beschlag genommen. «Die Polizei kam, aber sie sagten nicht viel – nur dass wir kein Feuer machen dürfen», so Anika. Sie hat in Osnabrück Sonderpädagogik studiert. «Könnt ihr bitte den Müll einsammeln?», sagt sie jetzt zu Mehran. Marlen gibt eine E-Mail-Adresse an: «refugeesupport@riseup.net». «Gerne auch verschlüsselt senden», sagt sie. Mehran will derweil vom Reporter wissen, ob Deutschland schon zu voll sei und daher Schweden besser wäre. ○



«Er ist richtig stolz darauf»: Migranten an der mazedonisch-serbischen Grenze.

# Hohe Kunst des Etikettenschwindels

Regierungen lassen sich immer wieder bei falschen Behauptungen erwischen. Weshalb sollte nicht auch das Volk zu solchen Mitteln greifen?

Von Matthias Matussek und Jonas Baumann (Illustration)

Nichts ist so, wie es scheint, ganz besonders in diesen Tagen, den ideologischen, in denen der Flüchtlingskrise. Da herrscht ein wahrer Bürgerkrieg. Links oder rechts, gut oder böse, das sind die Magnetpole, zu denen sich alles bewegt. Ob es in der Schweiz um eine Volksabstimmung zur Ausweisung straffällig gewordener Ausländer geht oder um die Silvester-Attacken gegen Frauen vor dem Kölner Dom, stets rutscht ein ideologischer Überschuss in die Kommentarspalten, ein mahnender, moralischer Unterton. Dabei ging es im Schweizer Fall nur um die Umsetzung einer bereits beschlossenen Verfassungsvorlage, der man nun rassistische Motive unterstellte, und im Kölner Fall um die Frage, ob denn nicht auch deutsche Männer im Alltag übergriffig werden. Besser gesagt: Es ist ein Guerillakrieg. Falschgeld ist im Umlauf in unserer Ansichtenindustrie.

Wiederholt lässt sich die deutsche Regierung bei Behauptungen erwischen, die ganz offensichtlich «getürkt» sind, sorry, so sagt man das, also rein taktischer Natur. Da werden auch hehre Begriffe wie «Nächstenliebe» oder «Humanität» oder «Naturschutz» oder «Recht» abgefingert wie Falschgeld. Warum sollte das Volk solche Manöver nicht auch nutzen? Im Nachstehenden also eine kleine Schule des Türkens, des Etikettenschwindels. Man sollte in diesen Tagen nicht ohne Lügendetektor unterwegs sein.

Nehmen wir den Fall Böhmermann. Den Jungen, der auf bessere (oder schlechtere) Klingelstreiche spezialisiert ist. Plötzlich ist er zur Staatsaffäre geworden. Weil ein orientalischer Potentat sich beleidigt gab und Satisfaktion forderte, zumindest den Kniefall der Kanzlerin. Wohl so eine Art orientalische Macho-Kiste.

Die Leitartikler schäumten. Sie bestehen auf Artikel 5, dem, der die Meinungs- und Kunstfreiheit verankert. Sie wollen – eigentlich – Erdogan, dem autokratischen Vernichter der Pressefreiheit im eigenen Lande, aufs Maul hauen. Da die Kanzlerin jedoch genau diesen Potentaten zur Lösung des Flüchtlings-Schlammessels, das sie angerichtet hat, dringend benötigt, lässt sie die Strafverfolgung nach dem veralteten Paragraphen 103 zu, der seit 1876 Majestätsbeleidigung auch ausländischer Autokraten unter Strafe stellt.

Sie verweist auf unser Recht, auf die Unabhängigkeit unseres Rechtssystems. In Wahrheit macht sie einen Kotau. Rechtsstaatlichkeit ist das Etikett, politischer Opportunismus der Inhalt. Was sie dann im Einzelnen auch ihrem Partner Erdogan vorführte, ist ein Trick, der

den Vergleich mit dem dehnbaren Recht von Bananenrepubliken nicht scheuen muss: Gleichzeitig mit der Ermächtigung zur Strafverfolgung verkündete die Kanzlerin die Abschaffung des Paragraphen, nach dem Böhmermann verurteilt werden soll.

Schon der grosse Ansturm von Asylanten beruht auf einem Etikettenschwindel. Denn alle, die kommen, kommen aus sicheren Drittländern, sind also nicht mehr der unmittelbaren Verfolgung und Todesdrohung ausgesetzt. Sie kommen in Wahrheit als Wirtschaftsasylanten, was verboten wäre. Ausser jenen, die Terrorakte vorbereiten. Das ist erst recht verboten. Der Appell an unsere Humanität wäre also Etikettenschwindel.

Andere Staatschefs haben das schneller gewittert. Schon kurz nach dem «humanitären» Durchwinken der Flüchtlinge vor der ungarischen Grenze nach Deutschland, also der Politik der offenen Tür, beschwerte sich François Hollande darüber, dass sich die Kanzlerin nun billige junge Arbeitskräfte ins Land hole, um es demografisch aufzufrischen. Alles zu Lasten der EU.

Humanitär? Nun, vor allem die Wirtschaftsverbände stärkten Merkel den Rücken. Demografie und Markt sind es wohl in Wahrheit, die die Kanzlerin in ihrer einsamen, wieder mal alternativen Entscheidung geleitet haben, aber

---

## Humanitär? Nun, vor allem die Wirtschaftsverbände stärkten Merkel den Rücken.

---

möglicherweise in die Irre leiten, denn zunächst fallen wohl alle erst mal als Kostgänger ins Gewicht – es kann Jahre dauern, bis sie wirksam in den Arbeitsmarkt integriert werden können.

Das Klima ist aufgeheizt. Kaum einer kämpft noch direkt. Geistiger Bürgerkrieg. Freund steht gegen Feind. Paris-Attentäter haben sich unter die Flüchtlinge gemischt. Die meisten Flüchtlinge kommen ohne Papiere. Der Berliner Unterweltkönig al-Zein war mal als Libanese, mal als Kurde registriert, kam als «staatenloser Moslem» 1982 ohne Papiere nach Deutschland. 1984 wurde sein Asylantrag zum ersten Mal abgelehnt. Abschiebungen scheiterten daran, dass der inzwischen wegen Körperverletzung, Drogenhandels und zahlreicher anderer Delikte vorbestrafte Gauner keine Papiere hatte. Er bezog stattdessen Sozialhilfe. Wer das System spielen kann, der tut es.

Mit einem sicheren Instinkt für die Wunde der deutschen Seele hat ein syrischer Flüchtling seiner Wut über die Bedingungen seines Aufenthalts Luft gemacht, als er ein Flüchtlingsheim in Bingen in Brand setzte und auf die Wände Hakenkreuze sprühte.

Es hat funktioniert, prompt beschloss das «Bündnis gegen Rechts» eine Mahnwache. Als sich die Wahrheit herausstellte – der Flüchtling war mit Essen und Unterbringung unzufrieden –, hielt das Bündnis seine Mahnwache dennoch ab. So leicht lässt man sich dort nicht beirren. Deutsch sein, so Henryk Broder spöttisch, heisst, eine Sache um ihrer selbst willen zu erledigen.

## Köfte und Sonne, Mond und Sterne

Schreiten wir weiter zur höheren Schule der Gesinnungsfälschung. Der Streit um die vierzig Birken, die im Hamburger «Nobelvorort» Blankenese einem Flüchtlingsheim weichen sollen. Interessant insofern, als hier zwei grüne Anliegen gegeneinander ins Rennen gebracht werden: die Liebe zum Baum und die zur bunten Republik und «Köfte und Sonne, Mond und Sterne», wie Claudia Roth es nennen würde.

Gegner des Asylantenheims sind Naturschützer. Den grünen Freunden ist der Baum heilig. In der Schlacht um Stuttgart 21 haben sie sich an Bäume gekettet, um den Bau zu verhindern. Durchaus kreativ hat man gekämpft. Es wurden sogar Larven einer seltenen Käferart «gefunden», die den Bau verhindern sollten – unter dem Verweis auf den Naturschutz.

Davon haben die in Blankenese gelernt. Sie haben Blockaden errichtet und den Naturschutz als juristische Waffe gegen ein paar Pavillons für insgesamt 192 Asylanten ins Spiel gebracht. Banker und Geldsäcke, die sich an Bäume ketten, das muss man sich mal vorstellen!

Anwalt Rüdiger Nebelsieck vertritt die Anwohner in Blankenese. Nebelsieck war in Hamburg Vorsitzender des Bundes für Umwelt und Naturschutz (BUND), der grössten deutschen Umweltorganisation. Er plädierte vor Gericht mit zahlreichen seltenen Pflanzen und Tieren auf dem Gelände, auch solchen, die nicht mit blossen Auge zu erkennen sind.

«Kreativ klagen» nannte die *Zeit* dieses Vorgehen zähneknirschend. Vor allem klagte er erfolgreich – Nebelsieck erreichte einen vorläufigen Baustopp.

Ortstermin Blankenese, Björnsonweg, nicht gerade der vornehmste Teil. Hier wohnen Mittelständler in Reihenhäusern, teilweise schon seit Jahrzehnten. «Nobelvorort» und «Gegner





*Kaum einer kämpft noch direkt.*

von Flüchtlingen» reimt sich ideologisch bestens – die reichen Säcke sind immer auch unsolidarisch.

Der ideologische Streit geht durch Freundschaften, auch die von Hundehaltern. Vega ist ein schwarzer Hirtenhund und Timmi ein grauer Terrier. Sie haben ihren Spaziergang im nahen Naturschutzgebiet beendet und sehen so zufrieden aus, als hätten sie jeden zweiten interessanteren Baum bepinkelt.

Die Frauchen streiten. «Das sagen die angeblichen Naturschützer doch nur, um die Flüchtlinge draussen zu halten.» – «Och», sagt Timmis Frauchen, «wieso sollte man denn das hier zerstören?», und packt den Terrier ins Auto.

Die todgeweihten Stämme sind mit grünen Punkten markiert. In einer Guerilla-Aktion wurden weitere grüne Punkte gesetzt, um die Sache zu verwirren. Ich betrachte das Schlachtfeld. Weisse Birkenstämme. Grüne Punkte. Natürlich fällt mir deutsche Schlagerkultur ein. «Mein Freund, der Baum» von Alexandra, 1968.

«Mein Freund, der Baum, ist tot, er fiel im frühen Morgenrot». Ein Michael H. schreibt auf Youtube darunter: «Wenn ich mal gehe, dann wäre dies mein Lied.»

So tief die Liebe zur Natur, wer möchte sie – besonders bei uns – in Frage stellen? Wenn es einer ist, dann Stephan Remmler. «Drei weisse Birrken», seine Version ist eine postmoderne Nonsense-Collage von Sehnsuchtswörtern, die gutgelaunte Kneipenvariante des Naturschutz-Heimatgefühls: «Drei weisse Birrken vor unserm Haus / sah ich als Kind aus dem Fenster hinaus[...]Palmen und Pinien, Bambus und Kakteen/nirrgends zu Hause, und trotzdem ist es schön / weil, wo ich hingeh, du bei mir bist [...]»

Und hier geht es nicht nur um drei, sondern um 40 (vierzig!) Birken, in der Sackgasse am Ende des Björnsonweges. Ob ich mich anketten soll? In die Rolle von Naturschützern einfühlend, heldenhaft für den Naturschutz aufopfern? In der Sonne glänzen die Birken-

stämme silbern, ihre Blätter sprengeln Schatten, eine Idylle hier.

Links allerdings ist eine Brache, Sandlöcher und Hügel im Gras, sollte da schon angefangen worden sein?

«Da stand früher ein Studentenwohnheim, in dem haben sie später Flüchtlinge untergebracht», sagt eine ältere Dame, die des Weges kommt. Luise Holst. Früher mal Sekretärin. Sie wohnt weiter vorne und wollte sich das Kriegsgelände mal anschauen.

«Jetzt mit den Pavillons für 192 Leute, die da hinsollen, ich weiss nicht, ob das klappt.» Sie hat sich gefreut, dass «jetzt endlich mal Ruhe» ist. Die Flüchtlinge früher kamen aus Afrika, das konnte man gut erkennen. «Die meisten waren schwarz.» Sie zogen den ganzen Weg hoch, es ist weit bis zum nächsten Supermarkt oder zur Bushaltestelle, «also, das liegt hier doch ganz ungünstig».

### Kreative Zeiten

Ist Frau Holst eine Rassistin? Dann wäre nach unserer Logik wohl jedes Kampfmittel erlaubt. Ab und zu brennen Autos hier ab. Wenn ich nur einen Lügendetektor dabei hätte! Schräg gegenüber in einem der Reihenhaufenster ein Transparent mit der Aufschrift «Refugees welcome». Natürlich gibt es hier Unterstützer der Wohnunterkünfte. Es gibt sogar einen runden Tisch.

Am Nachmittag hat derselbe zu einer Demonstration auf dem Blankeneser Marktplatz aufgerufen. Da heisst es dann wohl Farbe bekennen, auch für die Rentner und die Familien, die die anliegende Eisdielen bevölkern. Auf dem Parkplatz ein junger Kerl im roten Hoodie mit seinen beiden kleinen Söhnen.

Gerade hat er seine Unterschrift unter eine Petition gesetzt, die ihm zwei junge Pakistaner vor die Nase gehalten haben. Als ich «Hallo» rufe, rennen sie weg. Dabei wollte ich doch nur reden. «Keine Ahnung, wofür das war, ich glaube, sie wollten nur Geld», sagt der Hoodie. «Mir auch egal, ich hab ihnen was gegeben.» Auch die Nummer mit dem Klemmbrett eine Masche. Der Hoodie weiss das, es kommt nicht darauf an. Was sind schon Worte, was sind schon Ziele, politischer Protest, Überzeugungen, wenn es in Wahrheit um ein paar lumpige Euros geht.

Nichts ist so, wie es scheint.

«Also Blankenese hat so ein Theater bestimmt nicht gebraucht, die sollten den Naturschützern ihre Scheissbirken einbetoniert in Bottichen vor die Tür stellen.» Was er beruflich macht? «Ich verkaufe Solarmodule.» Naturschutzindustrie. Klare Positionsbestimmung.

Aber der Hoodie macht klar mit seinem Betonkübel-Vorschlag: Meine Generation, die der Weltverbesserer, wir alle sind mittlerweile Profis in Sachen Guerillataktik, da macht uns keiner was vor.

Kreative Zeiten.

# Trumps Ausputzer

Aus der Halbwelt holt Donald Trump seine neue Zauberwaffe: Paul Manafort. Der Virtuose des Lobbyings stand schon im Solde von Marcos, Janukowitsch und Mobutu Sese Seko. Nun soll er für Trump den Weg ins Weisse Haus räumen. *Von Urs Gehrig*

Alles war überschaubar, geordnet und klar. Bis Paul kam. Paul Manafort, Grossmeister des Lobbyings, hat Camp Trump über Nacht auf den Kopf gestellt. «Die Schlange» nennen ihn seine Rivalen. Er sei einer, der mit hinterhältigen Tricks und Ranküne sein Umfeld dominiere. Als Genie mit einem magischen Händchen preisen ihn seine Bewunderer. Zu Letzteren gehört auch Donald Trump. Er hat Paul Manafort gerufen. Als persönlichen Berater mit Spezialmission.

Zwar sieht sich der amerikanische Präsidentschaftsanwärter Trump nach ein paar Rückschlägen wieder auf der Siegerstrasse (in fünf Vorwahlen im Nordosten lag Trump kurz vor Redaktionsschluss komfortabel in Führung), doch hat er die Nomination nicht auf sicher. Erst recht nicht, seit Ted Cruz und John Kasich am Sonntag verkündeten, von nun an mit vereinten Kräften gegen Trump zu kämpfen. Erreicht Trump das magische Quorum von 1237 Delegiertenstimmen nicht, kommt es an der Parteiversammlung im Juli in Cleveland zu einem «umkämpften Wahlkonvent» (*contested convention*). Nach der ersten Wahlrunde wären die Delegierten nicht mehr an ihr Mandat gebunden und könnten für einen anderen Kandidaten stimmen.

Genau für diesen Fall holte Trump Manafort. Manafort ist Trumps Ausputzer. Wie der Vorstopper im Fussball, der den gegnerischen Mittelstürmer in Manndeckung abschirmt, hat er den Auftrag, Trumps Feinde Cruz und Kasich auszubremsen und die eigenen Delegierten bei der Stange zu halten.

Paul J. Manafort, 67, ist ein ausgekochter Lobbyist mit vierzig Jahren Felderfahrung. Seine Klientel reichte von Ferdinand Marcos über Wiktor Janukowitsch bis zu Mobutu Sese Seko. Manafort ist teuer, aber eine lohnende Investition. Sein Arbeitsmotto lautet: «Der Kunde ist König, und der König gewinnt.» «Gewinnen» ist das Markenzeichen Manafort, der aussieht wie Joe Pesci in seiner Oscar-gekrönten Rolle in «Goodfellas». Mit Talent und Tricks regelt er inoffiziell, was auf offiziellem Weg nicht zu regeln ist.

Trump hat mit Bedacht ausgewählt. Der Delegiertenschacher ist ein *gamble*, das Manafort meisterhaft versteht. 1976 hat er erstmals sein Talent unter Beweis

gestellt, damals im Sold des amtierenden Präsidenten Gerald Ford gegen einen Herausforderer aus Kalifornien, Ronald Reagan. Es war der bisher letzte *contested convention* der US-Geschichte. Clever und unerbittlich legte sich der damals 27-Jährige ins Zeug. Ford gewann die Nominierung (verlor dann jedoch gegen Jimmy Carter). Auch dank Manafort, der sämtliche seiner Delegierten auf Linie hielt.

«Beschaffe Delegierte, beschütze deine eigenen und stehle sie anderen weg», bringt James A. Baker III, 85, die Strategie der Delegiertenjäger in der *Washington Post* auf den Punkt. Der Aussenminister unter George H. W. Bush (senior) hatte 1976 für Ford die Operation Delegiertenbeschaffung geleitet. Zwar habe man damals extrem vorsichtig agieren müssen – der Watergate-Skandal war noch nicht lange her –, doch gebe es «wenig Regeln dazu, was du tun darfst und lassen musst». Das Spektrum für Trump könnte von exklusiven Dinners mit dem Mogul im Trump Tower bis zu einer Spritztour in der Trump Force One reichen, der privaten Boeing 757 mit goldenen Wasserhähnen.

## «Das Image wird wechseln»

Der Kampf um die Delegierten beginnt nicht erst im Konvent. Jede Minute zählt, um die Delegierten mit besonderer Aufmerksamkeit zu «betreuen». Manafort's erste Schlacht wurde allerdings in den eigenen Reihen ausgetragen. Seine Ankunft hat in Trumps Machtzirkel heftigen Zwist ausgelöst. US-Medien zitieren Quellen aus dem Umfeld des Milliardärs, die von «Revierkämpfen» sprechen, von «Bürgerkrieg» sogar. Im Zentrum der Fehde steht das Duell zwischen Manafort und Wahlkampfleiter Corey Lewandowski («Trumps General»,

*Weltwoche* Nr. 8/16). «Stand», muss man korrekterweise festhalten. Denn kaum im Camp, erwies sich Manafort, getreu seinem Namen, als Mann der «starken Hand». Manafort habe nun die direkte Kontrolle über eine auf zwanzig Millionen Dollar aufgestockte Kriegskasse, werden Zeugen aus Trumps Umfeld zitiert. Der Neue fälle Anstellungsentscheide, steuere die Werbekampagne und lenke die Medienstrategie – alles Dossiers, die bisher exklusiv in Lewandowski's Machtbereich lagen.

Anders als Lewandowski, der nach dem Prinzip waltete: «Lasst Trump Trump sein», greift Manafort direkt in die Choreografie seines Chefs ein. Es gebe nun Briefings zu politischen Kernthemen, für einige Reden sollen Ghostwriter ans Werk, sogar die von Trump verhöhten Teleprompter werden künftig zum Einsatz kommen.

Manafort's erste Handlungen zeigen bereits Wirkung, stellen Beobachter fest. Seit seiner Ankunft erscheine Trump disziplinierter, es gebe weniger zügellose Tweets oder peinliche Verbalentgleisungen.

Eine Kostprobe manafort'scher «Magie» liefert eine versteckte Tonaufnahme vom letztwöchentlichen Treffen mit der Führungsriege des Republikanischen Nationalkomitees (RNC), des Dachverbandes der Partei, die die Agentur Associated Press veröffentlicht hat.

Ganz nüchtern erklärt er dort Trumps bisheriges Auftreten als strategisch durchdachtes Schauspiel. Trump habe den Rüpel spielen müssen, um zu beweisen, dass er gewinnen könne. Alsbald kündigt Manafort eine markante Metamorphose an: «Das Negative wird verschwinden, das Image wird wechseln.»

Seinen eigenen Part spielt Manafort mit bestechender Überzeugungskraft. Er gibt den Souffleur der Zuversicht mit einem Ruhepuls von 54 und wirkt dabei so bescheiden und aufgeräumt wie der Anwalt im Film «Der Ausputzer» («Michael Clayton»): «Ich bin kein Wundertäter», sagt die Filmfigur dort einem Klienten, der Fahrerflucht begangen hat. «Ich bin ein Hausmeister, der aufwischt.»

Dealen, antichambrieren, Image polieren – damit hat Manafort eine fabelhafte Karriere hingelegt. Ford, Reagan, Bush Vater und Sohn, Dole, McCain – Manafort hat viele Granden der Grand Old Party mit den ätherischen Zauberölen des Werbemarktes mas-



«Der König gewinnt»: republikanische Anwärter Trump, Cruz, Kasich.





Wie der Vorstopper im Fussball: Stratege Manafort (l.) Politiker Ben Carson (M.), am 21. April an einem Republikaner-Treffen in Florida.

sirt. Doch Manafort's wirkliche Jagdgründe liegen jenseits der Landesgrenzen in der Halbwelt des internationalen Lobbyings, aus der bekanntlich keiner rein auftaucht, der einmal hinuntergestiegen ist.

«Paul Manafort ist ein Mann, der ein Vermögen geschaffelt hat als Fürsprecher von Folterern, Mördern, Sadisten und nun von Donald Trump», schreibt die Website [www.redstate.com](http://www.redstate.com), ein konservatives Blog-Portal, eine von

### Ganz nüchtern erklärt er Trumps bisheriges Auftreten als strategisch durchdachtes Schauspiel.

zahlreichen Plattformen, die sich vehement gegen eine Kandidatur Trumps stemmen.

Fleissig durchforsten Medien Manafort's Vergangenheit und legen dar, welche dubiosen Figuren den Lobbying-Zampano mit einem fürstlichem Salär honorierten. Vom angolanischen Rebellenchef Jonas Savimbi, der wegen Folter angeklagt wurde, habe er 600 000 Dollar kassiert. Von den Saudis 1,5 Millionen Dollar für seine Lobbyarbeit im US-Kongress, wo es galt, ein Gesetz zur Verlegung der US-Botschaft in Israel von Tel Aviv nach Jerusalem zu verhindern. Der philippinische Prä-

sident Ferdinand Marcos zahlte Manafort 900 000 Dollar für die PR-Mission, seiner Militärdiktatur einen Schimmer von Demokratie zu verleihen. Zu seiner lukrativ zahlenden Klientel gehörten ausserdem Mobutu Sese Seko, grössenwahnsinniger Diktator im damaligen Zaire, Nigerias Sani Abacha und Premier Lynden Pindling von den Bahamas, der unter Verdacht stand, in den Schmuggel mit Narkotika involviert zu sein. Manafort's letzter Streich war in der Ukraine, wo er für die PR-Arbeit für den ukrainischen Präsidenten und Putin-Verbündeten Wiktor Janukowitsch monatlich 35 000 Dollar kassierte.

**Aus Partnern werden bittere Konkurrenten**  
Mehrmals waren Manafort's Aktivitäten und Firmen Gegenstand von Untersuchungen – er hat sie alle unbeschadet überlebt. Umso stärker wuchs sein Nimbus als ausgekochter Lobbyist, auf den auch in den USA so manche Polit-Grösse immer wieder gerne zurückgreift. Zumal in der Champions League des Lobbyings die Auswahl an Meisterkönnern nicht unendlich gross ist.

Unkompliziert bieten sie als «guns for hire» – als Söldner der Polit-PR – ihre Dienste an und steigen in wechselnder Zusammensetzung stets von neuem in den Kampf. Trump-Berater

Roger Stone zum Beispiel war jahrelang Manafort's Partner in der Lobbying- und Beratungsfirma Black, Manafort, Stone and Kelly (BMSK). Auch Manafort's anderer Kollege in jener Lobby-Truppe, Charlie Black, ist zum wiederholten Mal in einem Wahlkampf dabei. Diesmal auf der Gegenseite. Als Berater von John Kasich, Trumps Rivalen aus Ohio, der (wer hätte es gedacht?) auch einmal als Lobbyist angefangen hat – bei der *contested convention* 1976 als Blacks Juniorpartner im Delegiertenschacher für Ronald Reagan.

Dass aus Partnern über Nacht bittere Konkurrenten werden, schadet ihrem Netzwerk, das bis zu enger Freundschaft reicht, in keiner Weise. «Business as usual», meint Charlie Black lapidar zur *Washington Post*.

Für Trump offenbar auch. Seit Monaten schimpft er an gegen Filz und Lobby – unter dem Gejohle seiner Anhänger. Nun scheint die Zeit gekommen, eine Haut abzustreifen und in Teufels Küche vorzustossen. Am Mittwoch hielt «Donald 2.0» in Washington, D.C. eine aussenpolitische Rede – minutiös vorgetextet von Manafort's Männern. Was ihn freilich nicht daran hinderte, so zu tun, als sei er ganz der Alte. «Das Establishment, Lobbyisten und Spezialinteressen töten unser Land», twitterte er letzten Samstag. «Stoppt sie jetzt.» ○

# In allem ein bisschen besser

Der Berner Roman Josi schreibt in der Musikhauptstadt Nashville Eishockey-Geschichte. Die Amerikaner loben den Verteidiger in den höchsten Tönen, seine Nachbarin ist ein Pop-Superstar. Was macht den Schweizer Hockeyspieler so erfolgreich? *Von Thomas Renggli*

Eishockey in Nashville – das ist wie Country-Musik auf dem Mond. Irgendwie deplatziert. Die Menschen tragen Cowboyhut und Stiefel, die Bars heissen «Red Door Saloon», «Robert's Western World» oder «Gold Rush». Die Musik spielt am Lower Broadway. Und im Centennial Park steht ein originalgetreuer Nachbau des Parthenons. Darin befindet sich eine 13 Meter grosse Athena-Statue – die angeblich grösste Skulptur der westlichen Welt.

Weltgeschichte muss in Tennessee, tief im republikanischen Süden der USA, reproduziert werden. Eishockeygeschichte schreibt ein Gastarbeiter aus Bern – Roman Josi, 25-jähriger Verteidiger der NHL-Organisation Nashville Predators. Mit 61 Punkten in der Regular Season stellte Josi einen neuen Klubrekord für Verteidiger auf. Und das auf höchster Belastungsstufe. Im Durchschnitt stand er pro Spiel 25 Minuten und 29 Sekunden auf dem Eis. In der hartumkämpften Play-off-Serie gegen die Anaheim Ducks steigerte er diese Werte noch. Damit ist der Berner gemäss NHL-Statistik von 900 Spielern die Nummer 8 nach Einsatzminuten. In der Schweiz würde bei einem solchen Pensum die Gewerkschaft oder der Sanitätsdienst einschreiten. In der NHL besitzt Josi gute Chancen auf die James-Norris-Memorial-Trophy für den besten Verteidiger.

Dass der frühere SCB-Junior im Januar als zweiter Schweizer nach Mark Streit fürs All-Star-Game nominiert wurde, hebt ihn quasi in den Adelsstand. «Roman gehört zu den zehn besten Verteidigern der Welt», sagt der frühere Schweizer Nationalspieler Sven Leuenberger. Als Nachwuchstrainer beim SC Bern verfolgte der Uzwiler Josi Karriere praktisch vom ersten Schlittschuhschritt an. «Seine aussergewöhnlichen Veranlagungen waren schon in jungen Jahren deutlich sichtbar», erinnert sich Leuenberger, «vor allem die Ruhe am Puck, die Übersicht und Abgeklärtheit hoben ihn von der breiten Masse ab.»

## Amerikanische Untertreibung

Josi Scouting-Report durch die kanadische Eishockey-Gazette *The Hockey News* liest sich wie das Prädikat *summa cum laude* für eine Dissertation: «Roman Josi hat eine grossartige Puck-Behandlung, herausragende läuferische Eigenschaften und gerät praktisch nie in Panik. Ausserdem verfügt er über ordentliche körperliche Voraussetzungen für die NHL. Er ist ein sehr produktiver Spieler und kann gewaltige Einsatzzeiten verkraften.» Die Be-

zeichnung «ordentlich» ist in Josi's Fall eine amerikanische Untertreibung. Mit einer Grösse von 185 cm und einem Gewicht von 88 kg müsste sich der Schweizer auch in einem Schwingkeller nicht verstecken.

Bei allen Superlativen und Huldigungen steht Roman Josi mit beiden Beinen auf dem Boden. Amerikanische Kollegen bezeichnen ihn als «down-to-earth guy». Journalisten aus der Schweiz empfängt er mit offenen Armen, nimmt sich Zeit für eine persönliche Stadtrundfahrt und gibt Tipps für Nachtessen und Schlummertrunk. Wo die Grenze zwischen Gastfreundschaft und Unprofessionalität liegt, weiss er aber genau: «Den Trainern ist es egal, was die Spieler am Abend machen. Aber

die Rechnung ist einfach: Du bringst deine Leistung nicht, dann bist du plötzlich in der dritten Linie – oder nirgendwo mehr. Es warten viele, die deinen Job wollen», sagt er. So richtet sich sein Freizeitverhalten vor allem

---

Seine Teamkollegen bezeichnen ihn als «down-to-earth guy».

---

nach dem Spielplan: «Mal geht man in ein Shoppingcenter oder ins Kino. Aber vor allem muss man viel schlafen», sagt er.

Sean Simpson, (Noch-)Headcoach der Kloten Flyers und als Nationaltrainer 2013 Gewinn-



*Erfolg macht sexy:* NHL-Spieler Josi, im Januar im Nashville.



ner der WM-Silbermedaille, gilt nicht als Mann der öffentlichen Gefühlsausbrüche. Bei der Beschreibung Josis gerät der Kanadier indes ins Schwärmen: «In unserem Team von 2013 wuchsen alle Spieler über sich hinaus, aber Roman war noch eine Stufe höher.» Das spiegelt sich auch in den persönlichen Ehrungen: Roman Josi wurde als erster und bisher einziger Schweizer zum wertvollsten Spieler einer A-WM gewählt. «Roman verfügt über aussergewöhnliche spielerische Klasse. Was ihn aber erst zum uneingeschränkten Leader macht, sind seine menschlichen Qualitäten: Bei allem Erfolg ist er demütig und bescheiden geblieben», sagt Simpson.

Dabei könnten allein die Anstellungsmodalitäten in Nashville dazu verleiten, die Bodenhaftung zu verlieren: Bei den Predators besitzt Josi einen mit 28 Millionen Dollar dotierten Siebenjahresvertrag. Was 2013 für den damals 22-Jährigen ein Traumgehalt war, wird von Szenekennern mittlerweile als «Schnäppchen» für den Klub eingeschätzt. Josi betrachtet sein Salär auch als «Lebensversicherung». Nach vier Gehirnerschütterun-



gen weiss er, dass eine Eishockeykarriere schnell enden kann. Irritiert reagierte seine Grossmutter Gemma in Bern über die Gehaltserhöhung des Enkels. Sie konnte nicht nachvollziehen, dass man mit Hockeyspielen so viel Geld verdienen kann.

Dabei ist das Maximum wohl noch nicht erreicht. Würde Josi heute verhandeln, könnte er locker das Doppelte herausholen. Sein Verteidigerpartner Shea Weber verdient pro Jahr 7,8 Millionen Dollar, mit einem vierzehnjährigen Vertrag – das nennt sich Altersvorsorge auf Amerikanisch.

### Partyklänge im Nachbarhaus

Josi ist jung, erfolgreich und lebensfroh. Dies führte schon dazu, dass er in Nashville bei seiner Nachbarin anklopfte, als fröhliche Partyklänge durch die Wände drangen. Der NHL-Star machte sich gewisse Hoffnungen, als Spontangast eingeladen zu werden – und wurde vom Wachpersonal schnöde abgewiesen. Was Josi nicht wusste: Die Besitzerin der Wohnung ist die amerikanische Popsängerin Taylor Swift. Sie hat schon 170 Millionen Tonträger verkauft und benutzt Eis nur zum Kühlen von Drinks. Josi liess es sich aber nicht nehmen, ein Konzert seiner Nachbarin zu besuchen. Und fand sich in einer neuen Welt wieder: «Ich war der einzige Mann in einer Halle voller vierzehnjähriger Mädchen.»

Im Arbeitsalltag bewegt sich Josi unter harten Kerlen. Sein Betätigungsfeld ist das Glatteis der 17 100 Zuschauer fassenden Bridgestone Arena. Nach mageren Jahren sind die Tribünenränge in dieser Saison praktisch immer voll. Erfolg macht sexy – erhöht aber nicht unbedingt die Fachkompetenz des Publikums: «Die Arena ist cool, die Fans sind laut. Aber grosse Ahnung vom Hockey haben sie nicht», sagte Josi dem Schweizer *Sport Magazin* frei von Illusionen. Im Süden der USA ist der

### Die Grossmutter konnte nicht nachvollziehen, dass man mit Hockey so viel verdienen kann.

Sudden Death in der öffentlichen Wahrnehmung ein Fall für den Strafrichter – und nicht für den Wintersportler.

Spätestens seit dieser Saison müsste es aber auch dem letzten Greenhorn klargeworden sein, wie wertvoll Josi für die Mannschaft ist. Falls nicht, so hilft ihm Nashville-Coach Peter Laviolette auf die Sprünge: «Roman ist ein herausragender Schlittschuhläufer – er besitzt hervorragende Übersicht und antizipiert das Spiel wie nur ganz wenige.» Die Zeitung *Nashville Post* vergleicht den Schweizer mit der Baseball-Ikone Ty Cobb. Der Outfielder stellte in seiner Karriere zu Beginn des 20. Jahrhunderts neunzig Ligarekorde auf, liegt in der ewigen Rangliste des Spiels auf

Platz drei und wurde mit den meisten Stimmen in die Hall of Fame gewählt. Das ist für amerikanische Verhältnisse ein Vergleich, wie wenn in Bern das Münster nach Roman Josi benannt worden wäre.

In der Bundesstadt jubelt man derzeit noch über den Meistertitel des lokalen Schlittschuhklubs – und erweist einem der erfolgreichsten Söhne der Stadt die Referenz: «Früher war Mark Streit das Aushängeschild des Schweizer Eishockeys – heute ist es Roman Josi», sagt Sven Leuenberger. Auch aus Resthelvetien blickt man mit Faszination in Richtung Nashville. Der frühere Nationalmannschaftskapitän Mathias Seger ist von der Entwicklung Josis nicht überrascht: «Er verbindet eine jugendliche Spielfreude mit einer exemplarischen Disziplin. Es gab kaum ein Training, in dem er nicht am längsten auf dem Eis blieb und Zusatzschichten schob.» Ähnliches hatte Sven Leuenberger schon in Bern beobachtet: «Roman hat sich vieles erarbeitet. Als Junior ist er einmal pro Woche zu einer Schlittschuhlauflehrerin nach Dübendorf – und nach den Mannschaftstrainings feuerte er jedes Mal noch Dutzende von Pucks aufs Tor.» Wie ist Roman Josi im Vergleich zu anderen Schweizer Eishockeygrössen einzuordnen? Mathias Seger, der fünffache Schweizer Meister und 279-fache Internationale, nimmt sich selber zum Massstab: «Josi und ich sind ähnliche Spieler. Mit einem Unterschied: Josi ist in allem ein bisschen besser.»

### Reicht es für die WM?

Von diesem «bisschen» würde gerne auch Nationaltrainer Patrick Fischer an der A-WM in Russland (ab dem 6. Mai) profitieren. Denn einer wie Roman Josi kann ein ganzes Team auf ein höheres Niveau heben. Solange die Nashville Predators noch in den Play-offs engagiert sind, ist eine offizielle Kontaktaufnahme durch den Schweizer Verband nicht branchenkonform. Doch diesen protokollarischen Vorgang braucht es nicht. Denn Roman Josi steht der Schweiz immer zur Verfügung – unabhängig davon, ob seine Freundin, ein amerikanisches Fotomodel aus Florida, lieber an die Südsee möchte: «Während andere Spieler bei einem Aufgebot die persönliche Agenda jeweils ganz genau kontrollierten und zuerst ihre Ferien planten, war es bei Roman Josi nie eine Frage, ob er ins Nationalmannschaftscamp einrücken würde – sondern wie früh», erzählt Sean Simpson.

Das sind für den Schweizer Verband gute Neuigkeiten – am Schluss einer turbulenten Saison mit einer peinlichen Trainersuche, verwirrendem Personalmanagement und einem beträchtlichen Glaubwürdigkeitsverlust. Noch ist ein Happy End möglich. Denn abgerechnet wird auf dem Eis – und da kann Roman Josi den entscheidenden Unterschied ausmachen. ○



*Flaschenpost mit Zeitzündung:* Pop-Legende Prince (1958–2016) in Los Angeles, 2009.





Ikone der Woche

## Leichtigkeit der Luftgeister

Von Thomas Würdehoff

Eine Szene von beiläufiger Schönheit. Beinahe gedankenverloren klimpert der Mann im geblühten Hemd auf seinem himmelblauen Flügel einen alten Evergreen und murmelt dabei ein paar Anweisungen an seine Band. Es ist ein sonniger Nachmittag im August 1990 im japanischen Osaka auf der Bühne einer dieser Riesenarenen, die er längst in- und auswendig kennt. Prince spielt «Summertime» von Gershwin mit der virtuoseren Lässigkeit und Eleganz eines Ramsey Lewis oder Robert Glasper. Zum Vorschein gekommen ist das Impromptu im kleinen Film eines Mitarbeiters kürzlich auf dem Netz, wie so vieles dieser Tage.

Prince Rogers Nelson war Tänzer, Sänger, Songwriter, Gitarrist, Pianist, Drummer, Arrangeur, Bandleader, Produzent – einer der wohl umfassendsten Begabungen in der Musik des 20. Jahrhunderts. Und wohl einer der eigenwilligsten Persönlichkeiten des Pop. Weil er sich in den neunziger Jahren von seiner Plattenfirma entrechtet und übervorteilt fühlte, hebelte er kurzerhand seine Identität aus, warf seinen Namen, zog sich zurück. Eine Karriere unter Verschluss, die Implosion eines Genies – das alles nahm er Kauf. Nicht aus Irrsinn, sondern weil ihm das, was er schuf, zwingend erschien.

### Marotten wie Dalí

Genies sind nun mal lästig. Ihr Kompass weist einzig in die Richtung ihrer Begabung. Fünf oder sechs Alben hätte er pro Jahr veröffentlicht, hätte Warner ihn gelassen. Doppel- und Dreifach-Alben hatte er längst im Kasten, sein kreativer Output war unmässiger, als es ein noch so gefrässiger Markt hätte fassen können. Also produzierte dieser Citizen Prince abgeschirmt in seinem Xanadu, den Paisley Park Studios in Chanhassan, Minnesota, erbarungslos und voller Wut nochmals ein Gesamtwerk für die Halde. Ohne Ende.

Die Rache folgt postmortal: «Ich habe den Plattenfirmen nicht immer die besten Songs überlassen», eröffnete er 2014 in einem bislang nur in Auszügen veröffentlichten Interview dem amerikanischen *Rolling Stone*. Da lägen Lieder in den Tresoren, die niemand jemals gehört habe, ganze Alben, die fixfertig in den Kellern von Paisley Park vergraben seien. Eine Flaschenpost mit Zeitzündung – vielleicht. Denn es könnte auch sein, dass er den verborgenen Schatz auf ewig unter der Erde verwahrt hält, als unerreichbares Objekt unserer Begierde. Träumen wird man ja dürfen: Vielleicht finden sich dort unerhörte, für uns gänzlich unvorstellbare Arabesken mit Miles Davis oder James Brown? Eventuell hallt dort ja noch

so ein monumentaler Blues wie «Purple Rain» durch die unterirdischen Gänge? Ein «Kiss»? Oder «Cream»?

Dabei tremolierten seine Nachrufer zwischen all den Tränen bittersüß vom Zahn der Zeit: Ganz auf der Höhe seien Hoheit ja nun auch nicht mehr gewesen, den Hip-Hop habe er verpasst, ein alternder Sonderling sei da von uns gegangen, wurde mitunter in den Würdigungen angedeutet. Das Wort «exzentrisch» fällt in Nekrologen ja immer auf fruchtbaren Boden, wenn einer spinnert war. Ähnlich wie der späte Dalí, dessen krasse Marotten manch einem so wenig nachvollziehbar waren wie das prinzliche Getue. Die beiden waren tatsächlich verbunden durch ihre Fähigkeit, Dinge bisweilen grimmig aus dem Ruder laufen zu lassen – gleichzeitig aber waren sie mit bizarrem Witz und einem äusserst feinen Sensorium für die Reizbarkeiten ihrer Klientel ausgestattet. Immer hatten sie die Bedürfnisse ihrer Pappenheimer fest im Blick.

Näher als in Hörweite durften ihm seine Fans allerdings nicht kommen. Nichts sei ihm so zuwider, so bekannte er einem Freund, wie an seinem Haar berührt zu werden. Er war ein Solitär, der sich zeitlebens mit den schönsten Frauen umgab, der sich zum schillernden Symbol für dionysische Sexualität inszenierte und gleichzeitig von sich sagte, er lebe mehr oder weniger zölibatär. In ihm vermählten sich der androgyne «Unberührbare» und das Bilderverbot zum hochartifizialen Pop-Mythos, der sich jeder Festlegung entzog.

In einer ähnlich dramatischen Zuspitzung hat das neben ihm und zeitgleich nur noch Michael Jackson geschafft – beide agierten als irrisierende Luftgeister erotischer Projektionen. Das grosse Duett Prince/Michael Jackson aber hat es nie gegeben, denn Elfen und Sylphiden begegnen sich ausschliesslich im Traum. Sie schweben, diskret grüssend, in angemessener Distanz aneinander vorbei. In den Gewölben von Paisley Park werden sich daher keine Aufnahmen dieser Dioskuren des Pop finden, ausser dem gesammelten Schweigen gegenseitiger Bewunderung ist da wohl nichts zu ergründen. Beide sind an jenem neuralgischen Zeitpunkt gestorben, der den Übergang zum Alter für alle sichtbar markiert. Knittrige Haudegen wie Keith Richards oder Bob Dylan stecken die paar lausigen Falten röchelnd mit einem Grinsen weg – aber wer will schon Prince mit einem Hüftleiden erleben? Bei Prince wäre es vorstellbar gewesen, dass er irgendwann dem Peter Pan entschlüpft und sich noch einmal ganz neu erfindet. An einem Sommertag in Japan. Mit einem himmelblauen Flügel.

## «Meine Privatheiligen»

Multitalent André Heller hat seinen ersten Roman geschrieben und in Marokko einen Fantasiepark eröffnet. Hier erzählt der Exzentriker von Glücksgefühlen in Nordafrika, charmanten Huren und wie er seine gefürchteten «Hass-Erektionen» abgelegt hat. *Von Sven Michaelsen*

Eine marokkanische Hausangestellte serviert Minztee und Sandkuchen. André Heller hat im Wohnzimmer seiner ausserhalb von Marrakesch gelegenen Villa so Platz genommen, dass sein Blick beim Nachdenken auf das schneebedeckte Atlasgebirge fällt. Wenn der 69-Jährige aus seinem Leben erzählt, ist man ein ums andere Mal von seinem Gedächtnis beeindruckt. Heller erinnert sich zum Beispiel noch an die genauen Worte, mit denen eine Wiener Toilettenfrau ihm als Knaben ein Präservativ der Marke Olla schenkte: «Burschi, der ist praktisch unzerstörbar. I bin vom G'schäft. Ich kenn' mi' da aus.»

**Herr Heller, auf Ihr Leben zurückblickend, sagten Sie einmal: «Spätestens 1977 habe ich verstanden, dass ich nach Marokko gehöre.» Was ist in diesem Jahr passiert?**

1977 ist alles eskaliert in meinem Dasein. Ich bin so unverzeihlich wie irgend möglich mit dem unverhofften Welterfolg des Circus Roncalli umgegangen. Ich habe diesen Triumph aus reinem Egoismus getötet, weil ich ihn nicht mit Bernhard Paul teilen wollte. Der Mord an diesem und anderen Gottesgeschenken hatte zwei Hauptgründe: Ich nahm hemmungslos viele Drogen, und diese sponserten meine Selbstüberschätzung. Als tragische Zugabe hat sich dann noch eine wunderbare Frau umgebracht, mit der ich eine leidenschaftliche Affäre hatte: Monika, das schöne Roma-Mädchen, auf das im Circus Roncalli allabendlich mit Messern geworfen wurde. Eine halbe Minute bevor sie in Wien aus dem fünfzehnten Stock sprang, schrieb sie auf ein Stück Papier die unvergesslichen Sätze: «Verzeih mir das viele Böse, das du mir angetan hast. Ich gehe jetzt zu Gott, um bei ihm für dich zu bitten.»

**Sie flüchteten sich in eine Anbetung der Toten und zerschlitzen bei masochistischen Amokläufen die wertvollsten Bilder Ihrer Kunstsammlung mit dem Messer.**

Ich wachte jeden Morgen in einem bitteren Feind auf und schlief am Abend in einem bitteren Feind ein. Das Kind in mir war hilflos diesem entgleisten André Heller ausgeliefert. In den vier, fünf Jahren, bis ich wieder halbwegs Tritt fasste, gab es immer ein Sehnsuchts- und Trostgebiet in meinem Kopf, das ich 1972 das erste Mal bereist hatte: Marokko. Mein Grundton und der Ton der Aussergewöhnlichkeiten

dieses Landes sind verwandt. Ich fühle mich hier tiefer zugehörig als in Europa. Die Sucht nach Leid, die zwischen London, Paris, Berlin und Wien eine Hauptdaseinsform kluger Leute ist, ist hier weitaus weniger populär. Man begegnet kaum Menschen, die ihre Verbitterung wie eine ramponierte Monstranz vor sich hertragen.

**Sie leben eine halbe Autostunde von Marrakesch entfernt in einer Landschaft namens Ourika. Warum gerade diese Gegend?**

Es ist mein Glücksort, weil ich von beflügelnden Qualitäten umgeben bin. Von meinem Bett aus sehe ich den Dschebel Toubkal, den mit 4167 Metern zweithöchsten Berg Afrikas, sowie das gewaltige, schneegekrönte Panorama des Atlasgebirges. Wenn man etwa in Innsbruck spazieren geht, glaubt man eingeschüchtert, die Alpen fielen einem auf den Kopf. Dieses Gefühl der Bedrückung habe

**«Ein Schmetterling würde nie über eine Spinne denken, sie sei hässlich. Das Bewerten ist unsere Spezialität.»**

ich bei der hiesigen Weitläufigkeit überhaupt nicht. Ich lebe im auftrumpfendsten Südschungle und schaue trotzdem aus dieser Oase auf Schneewelten. Es ist eine surreale Situation und eine Gnade. Ich male Aquarelle, die ich nie herzeige, schreibe Erzählungen und habe nach 34 Jahren sogar wieder begonnen, Lieder zu erarbeiten.

**Nach fünf Jahren Vorbereitung eröffnen Sie am 10. April unter dem Namen «Anima» einen gut zehn Millionen Euro teuren Park, der an Ihr Privatgrundstück grenzt. Zur Anlage gehören ein Museum, in dem afrikanische Gegenwartskunst gezeigt wird, und ein Café, das nach dem Schriftsteller Paul Bowles benannt ist, dem Autor von «Himmel über der Wüste».**

«Anima» ist ein acht Hektar grosses Selbstporträt von mir, in das alles eingeflossen ist, was ich in 69 Jahren an mir wesentlichem Wissen erworben habe: meine Erfahrungen mit Menschen und Inszenierungen – mit Botanik, Licht und Schatten, Skulpturen, Düften, Kunstinstallationen, den Geräuschen des Windes und des Wassers. Und über allem der Jubelgesang der prachtvollsten afrikanischen Vögel.

**Woher haben Sie zehn Millionen Euro genommen?**

Ich habe den Hauptteil meiner Reserven aufgelöst und riskiere sie hier freudig. Ich habe von jemandem gehört, der sich diamantbesetzte Slip-Einlagen für seine Geliebten leistet. Meine Prioritäten sind andere.

**«Anima» ist lateinisch und bedeutet Seele, Atem. Soll Ihr Park eine Art Lourdes für Seelenkranke werden?**

«Anima» ist ein Paradiesversuch, ein Ort der Harmonie, der Freude, der Sinnlichkeit, der Heilung, des Staunens und der Kontemplation. Der Park ist auch eine Art botanisches Lazarett, in dem sich Menschen einfinden können, die verstört und entmutigt sind, um am Ende vielleicht zu begreifen, dass sie inmitten von Wundern selbst ein Wunder sind. Am Anfang standen ein Stück Lehmwüste und der schönste Blick der Welt. Ich liess dann zwei Jahre lang das leere Grundstück auf mich wirken und begann, einen inneren Film zu entwickeln: Wenn etwa dort ein Rosenlabyrinth steht, wo wird der Westwind den Duft hinwehen, und welche Art von Gebäude soll ihn empfangen?

**Grossraumdiskotheken, hässliche Apartmentsiedlungen: Marrakesch ist dabei, das Ibiza Nordafrikas zu werden. Muss das einem Schönheitssüchtigen Menschen wie Ihnen nicht Tränen in die Augen treiben?**

Das Demokratische am Geschmacklosen und am Schrecken des Zeitgeistes ist, dass davon keine grössere Siedlung unbehelligt bleibt. In absehbarer Zeit wird die Mehrheit der bebauten Welt wohl ähnlich abstossend aussehen: zynische Architekturmetastasen und Plastikhöhlen. Marrakesch ist aber gottlob bei zwei wesentlichen Punkten nicht in die Knie gegangen: Man darf keine Hochhäuser bauen und muss für die Fassaden zwingend alles abmildernde Rot- oder Erdtöne verwenden. Das bewahrt die Stadt davor, wie etwa Dubai ein Gräuel aus sinnlosester Hybris von Bauherren und Architekten mit zu viel Geld und zu wenig Klasse zu werden.

**Ihnen gehört seit dreissig Jahren ein Park in Gardone Riviera am Gardasee, der rund 70 000 Besucher im Jahr zählt. Warum zwei Parks?**

In Gardone habe ich einen 130 Jahre alten Park übernommen und Spurenelemente meiner Fantasie eingewoben. Bei «Anima» durfte ich bei null beginnen. Als wir zur Probe die ersten Bäume pflanzten, warfen sie nach ein paar Wochen die Blätter ab, weil die lehmhaltige Erde die Flüssigkeit speicherte





«Ermutigung erhalten und Ermutigung geben»: Künstler und Ausstellungsmacher Heller.

und die Wurzeln faulen liess. Wir haben dann einen Bodenkulturspezialisten von der Universität Madrid aufgetrieben. Dem vertrauen die Madrilenen das Kostbarste an, was sie in den Augen vieler besitzen: den Rasen des Stadions von Real Madrid. Er hat uns wie ein weiser Apotheker Rezepturen für unterschiedliche neue Erdmischungen entwickelt. Seit wir die Böden ausgetauscht haben, wuchern hier Zehntausende prachtvolle Pflanzen.

#### Mit wie vielen Besuchern rechnen Sie?

«Anima» verträgt bis zu 150 000 Besucher im Jahr. Wir öffnen es aber für nicht mehr als 400 Menschen gleichzeitig, weil es kein Gedränge wie nach einem Fussballmatch geben soll. Ich will, dass man in Ruhe auszittern und ins *Narrenkastl* schauen kann, wie man in Wien sagt.

#### Im Emirat Schardscha haben Sie letztes Jahr eine Müllinsel für Kreuzfahrtschiffe in eine Gartenidylle verwandelt. Welche Gründe hat Ihre Leidenschaft für Parks?

Beim Besuch eines Parks oder Gartens ist man immer in bester, faszinierendster Gesellschaft. Derlei Positives könnte ich über allzu viele Begegnungen mit Menschen leider nicht sagen. Die Natur hat keine abkanzelnde Meinung von uns und handelt nicht grob und niederträchtig. Ein Schmetterling würde nie über eine Spinne denken, sie sei hässlich. Das Bewerten ist ganz unsere Spezialität. Ich bin jahrelang als Narziss beschimpft worden, wenn ich erklärte, endlich daraufhin hinzusteuern, mich selbst lieben zu können, und dass es ein grosser Vorteil wäre, mit sich selbst befreundet zu sein. Der Selbsthass vieler Intellektueller und Künstler ist mir bestens bekannt, ich habe dieses grausame Monster schliesslich jahrzehntelang selber in mir gefüttert. Es ist ein zehn Meter grosser Orang-Utan, der sich gegen die Brust trommelt und dich einschüchternd anschreit: «Ich allein bin hier der Herr im Haus!»

#### Ohne innere Abgründe keine Kunst, heisst es.

Angststraseien, Verzweiflung und Schmerz als Stimulanz für Erkenntnis und schöpferische Qualität? Danke, das habe ich mit 69 weitgehend hinter mir. Es hat sich noch nicht genügend herumgesprochen, dass es dem inneren Frieden und der Gesundheit auf Dauer nicht wirklich förderlich ist, in einem giftigen Brennesselwald seinen Hauptwohnsitz zu errichten. Ein ähnlicher Unsinn ist die Behauptung, dass notleidende Künstler fähiger werden und Wohlstand schöpferisch impotent macht.

#### Sie waren viele Jahre für etwas berühmt, was Sie «Hass-Erektionen» nennen. Sind Sie in Ihrer marokkanischen Solitüde zum buddhistischen Dauerlächler mutiert?



«Ins «Narrenkastl» schauen»: Hellers «Anima»-Park in Marrakesch.

Ich bemühe mich, durch Freude zu lernen, auch wenn das nur bei jedem dritten Versuch klappt, aber eine der grossen Errungenschaften meiner Lernprozesse ist, dass es in meinem Leben keine Schuldigen mehr gibt, auf die ich mich herausrede. Jede schwierige Situation ist von mir selbst geschaffen und von mir zu lösen. Für mich bin ganz und gar ich verantwortlich.

#### Glücksforscher behaupten, es sei zu neunzig Prozent Veranlagung, ob man glücklich sei oder nicht. Demnach sind Versuche, glücklicher zu werden, genauso zum Scheitern verurteilt wie der Versuch, grösser zu werden.

Ich glaube aus Erfahrung zweifelsfrei, dass mein Bewusstsein das Sein bestimmt. Also ist es möglich, sich nachhaltig zu verwandeln. Man kann den Verliesen der selbstgeschaffenen Pein und der Notoffensiven entweichen, wenn man begreift, dass die grösste irdische Macht unsere Gedanken sind. Sie schaffen, je nach ihrer Ausprägung, Realitäten wie Souveränität und Leichtigkeit oder Krankheiten und andere Katastrophen. Verändern Sie Ihr Bewusstsein ins Höhere, und es ist nicht ausgeschlossen, dass Sie zumindest gelegentlich Bekanntschaft mit einer funkelnden Seligkeit machen.

#### Leben Sie hier wie ein Wüsten-Eremit, der sich vor den Zumutungen der Wirklichkeit abschottet?

Nein. Ich will wissen, in welcher Welt ich lebe. Deshalb habe ich mich zum Beispiel jüngst viele Stunden vor den Fernseher gesetzt, um auf CNN Donald Trump zu studieren. Er ist einzigartig in seiner unkaschierten Selbstüberhebung, Menschenverachtung, brachialen Primitivität und einer allumfassenden Unappetitlichkeit, und doch ist er das Sinn-

bild für den Bewusstseinszustand einer gewaltigen Wählermasse. Wenn ich diesem Phänomen begegne, weiss ich: Dieser Haltung müssen wir, wenn irgend möglich, beharrlich Genauigkeit, Verfeinerung und Eleganz der Gedanken und Taten entgegensetzen sowie Mitgefühl, Dankbarkeit, Gelassenheit. Sie haben viele Jahre lang Menschen in einer Weise brüskiert, die an Sadismus grenzte. Wie nah ist Ihnen der André Heller, der über die Memoiren des Schauspielers Curd Jürgens schrieb: «Jürgens sieht und empfindet Frauen als öffentliche Bedürfnisanstalt für seine erotische und seelische Notdurft. Eine seiner Hauptlieben hat mir gesagt: <Alles an diesem Mann ist banal, selbst im Bett ist er noch ein Gemeinplatz>»?

Das war uferlos verletzend, eine unverzeihliche Infamie. Ich schäme mich seit Jahrzehnten, dass ich mich bei Curd Jürgens nicht zu seinen Lebzeiten entschuldigt habe. Ich kann diese Karl-Kraus-Bosheit, die ich mit der Muttermilch aufgesogen habe, schon lange nicht mehr ertragen. Ich will Ermutigung erhalten und Ermutigung geben.

#### Rainer Maria Rilke, einer Ihrer Hausgötter, meinte, wer seine Dämonen verliere, verliere auch seine Engel.

In unserer Wirklichkeit bannen wir die Dämonen niemals ganz, aber wir können sie mit bestimmten Bewusstseinstechen so im Zaum halten, dass uns nicht jeder Tag zur Qual wird. Als Rilke mit Lou Andreas-Salomé in Russland spazierend unterwegs war, zeigte er auf einen Baum und sagte, er könne da nicht vorbeigehen, weil er sonst sterben würde. Dann hat er bitterlich zu weinen begonnen. Das kenne ich ähnlich auch von mir, aber ich brauche meine karg bemessene Zeit für



Wichtigeres, als ununterbrochen Verzweigungen zu managen, die in mir ihre Nahrungsquelle suchen.

**Sie kämpfen von Jugend an mit Verdüsterungen und Traurigkeiten, die sich, wie Sie sagen, «in alles verbeissen, was ihnen in die Quere kommt».**

Während meiner katholischen Gefangenschaft bei den Jesuiten musste ich jeden Tag zu den Heiligen beten, aber wer diese seltsamen Herrschaften eigentlich wirklich waren, wusste ich nicht. Inzwischen habe ich mir meine Privatheiligen und eigene Gebete geschaffen, mit denen ich Schutz und Hilfe herbeibitte, wenn mein Gemüt in Fallgruben stürzt: «Hilf mir, mich von Grund auf zu heilen, lass mich Freude von deiner Freude sein, durchdringe mich mit deiner Liebe.»

**Sie kannten Elias Canetti und Andy Warhol und haben John Lennon und Yoko Ono interviewt, während beide nackt unter einem Bettlaken im Hotel «Sacher» in Wien lagen. Werden Sie Memoiren schreiben?**

Ja. Ehe ich verblöde, werde ich mich einige Wochen lang vor eine Kamera setzen und mir mein Leben erzählen. Das lasse ich dann abschreiben und bringe es in eine würdige Form. Die häufig bizarren und herzerreissenden Geschichten möchte ich gerne für meinen Enkel und andere Interessierte festgehalten wissen.

**In Ihrem am 9. Mai erscheinenden Roman «Das Buch vom Süden» erzählen Sie, dass es auf dem Wiener Zentralfriedhof ein Massengrab für durch Unfälle oder Amputationen verlorene Beine, Arme, Zehen, Finger und Ohren gibt. Fiktion?**

Nein. 1978 habe ich die Filmdokumentation «Menschen am Zentral» gedreht. Seither weiss ich, dass es dieses Massengrab wirklich gibt. Wir lernten einen schwer zuckerkranken Rentner kennen, der gelegentlich seinen abgetrennten Unterschenkel und Fuss besuchte. Fragte man, wie es ihm gehe, gab er zur Antwort: «Mit einem Fuss steh' ich schon im Grab.»

**Im «Buch vom Süden» beschreiben Sie ein Bordell, in dem «eherne Atheisten mit Messer und Gabel auf stiefmütterchengeschmückten Tischen den Kot von falschen Nonnen speisen». Haben Sie bei so etwas zugeschaut?**

Mit zwanzig habe ich begonnen, mit Helmut Qualtinger die legendäre «Loos»-Bar in Wien aufzusuchen. Die charmanten Huren, die dort verkehrten, haben mir über Jahre hinweg solche Vorfälle geschildert. Als wir 1982 mit «Flic Flac» am Hamburger Schauspielhaus gastierten, war ich mit einer Domina von der Reeperbahn befreundet. Bei ihr gab es eine kleine Wandöffnung für Voyeure. Da konnte ich Szenen sehen wie aus der bizarren Fantasie Salvador Dalís.

**Ihr Romanheld ist ein melancholischer Schöngest, der sein Leben mit dem Pokerspiel finanziert. An seinen Mitspielern fällt ihm auf, dass sie kurios abergläubisch sind.**

Als ich 1972 nach Marrakesch kam, war die Stadt eine aus der Zeit gefallene Enklave für sehr exzentrische und betagte homosexuelle Herren aus wohlhabendsten europäischen Familien oder Adelshäusern. Mit ihren Liebhabern führten sie, mitunter seit 1914, in maurischen Palästen ein Tausend-und-eine-Nacht-Leben. Eine dieser Figuren war der Kostümbildner von Billy Wilders «Sunset Boulevard». Er hatte Kleider für Marlene Dietrich und Greta Garbo entworfen und war der letzte Liebhaber von Rudolph Valentino. Er hat sich gefreut, dass endlich ein Junger kam, der sich für seine wundersame Biografie interessierte. Neben vielen anderen Geschichten erzählte er mir, dass es in den zwanziger Jahren im Vorraum zu den Herrentoiletten des Casinos in Monte-Carlo Burschen gab, die gegen Bezahlung die Hose fallen liessen und gestatteten, dass ihnen der Kunde mit einem Finger in den Anus fährt, weil das Berühren von frischem Menschenkot Spielern Glück bringen soll.

**Ihr Wiener Stadtpalais und Ihr Haus in Marokko wirken wie Heller-Museen. Die Exponate reichen vom Judenstern Ihres Vaters bis zu einem grossen Bühnenvorhang, den Jean-Michel Basquiat für Sie gemalt hat.**

Ich bin nicht erinnerungssüchtig, aber diese vielfältigen Splitter aus meinem Leben helfen mir, das in meinen diversen Entwicklungs- und Irrtumstadien Wahrgenommene nicht ganz zu vergessen. Oft sind es Winzigkeiten wie jenes Butterbrot, das mir Henry Miller bei unserer Begegnung 1970 in Pacific Palisades, Ocampo Drive Nummer 444, geschmiert hat: Miller zog mit dem Messer abschliessend drei Rillen in die Butter, die nicht tiefer als ein Millimeter waren. Ich dachte: «Wie kommt ein Genie zu gerade dieser Marotte?» (*Holt ein Foto*) Wenn ich dieses Bild von Jessye Norman anschau, fällt mir ein, dass ich vor vierzehn Jahren in Paris Arnold Schönbergs «Erwartung» mit ihr inszeniert habe. Wenn sie am Ende des Auftritts in ihre Garderobe kam, hat sie gedampft wie ein Rennpferd. Ohne das Foto würde ich an dieses Erlebnis vielleicht nach einiger Zeit nicht mehr denken.

---

**«So unglaublich es auch klingen mag: Es gibt ganz wenig Alltägliches in meinem Leben.»**

---

des, Ocampo Drive Nummer 444, geschmiert hat: Miller zog mit dem Messer abschliessend drei Rillen in die Butter, die nicht tiefer als ein Millimeter waren. Ich dachte: «Wie kommt ein Genie zu gerade dieser Marotte?» (*Holt ein Foto*) Wenn ich dieses Bild von Jessye Norman anschau, fällt mir ein, dass ich vor vierzehn Jahren in Paris Arnold Schönbergs «Erwartung» mit ihr inszeniert habe. Wenn sie am Ende des Auftritts in ihre Garderobe kam, hat sie gedampft wie ein Rennpferd. Ohne das Foto würde ich an dieses Erlebnis vielleicht nach einiger Zeit nicht mehr denken.

**Brauchen Sie Abgeschlossenheit zum Schreiben?**

Im Gegenteil. Die Hälfte des Buches entstand im Getöse des «Caffè Florian» auf dem Markusplatz in Venedig. Im Innern einer Blase aus grossem Lärm zu sitzen, gibt mir Kon-

zentration. In der Stille meiner Wiener Wohnung habe ich nie gut schreiben können.

**Hatten Sie im «Caffè Florian» einen Laptop vor sich stehen?**

Nein. Ich schreibe von Hand in kleine Notizbücher. Ich besitze einen Computer, benutze ihn aber fast nie. Meine E-Mails lasse ich mir ausdrucken. Würde ich nicht wollen, dass mein über alles geliebter Sohn mich 24 Stunden am Tag erreichen kann, hätte ich auch kein Mobiltelefon.

**Kennen Sie Subjektivitäts-Ekel, das Gefühl, im Grossen und Ganzen jeden Tag die gleichen Gedanken im Hirn zu wälzen?**

Ich fordere Sie zum Duell, wenn Sie mich solchen Leuten gleichstellen. Ich bin ein neugieriges Aufbruchs- und Expeditionswesen und war mein Leben lang etwa alle fünf Jahre ein ziemlich anderer. Ich kann ohne schmerzhaftes Reue Abschied nehmen und überflüssigen Ballast abwerfen, ohne mich noch einmal umzudrehen. So unglaubwürdig es auch klingen mag: Es gibt ganz wenig Alltägliches in meinem Leben.

**Sie sind seit fünfzehn Jahren mit der österreichischen Malerin Albina Bauer zusammen. Ist sie Teil Ihres Alltags geworden?**

Nein. Albina ist meine zauberische Frau und eine zentrale Verbündete, mit der ich intensiv zusammenarbeite. Sie hat in Wien eine Wohnung, die 25 Minuten mit dem Taxi von meiner entfernt ist, und auch in «Anima» gibt es ihr eigenes Haus mit einem duftenden Kräutergarten. Wir begegnen einander gerne auf Einladung. Keiner ist beleidigt, wenn der andere sagt: «Nein, heute nicht und morgen auch nicht.»

**Über Ihre bildschöne Mutter sagten Sie einmal: «Sie versuchte mit der spannungslosen Regelmässigkeit von Monatsblutungen, sich das Leben zu nehmen. Einmal wollte sie sich mit einem Dirndl bekleidet im Wolfgangsee ertränken. Mein Vater war durchaus dafür, aber mein Bruder hat sie dann doch gerettet.» Wie geht es ihr?**

Das Zitat beschreibt die Situation vor dem Tod meines tyrannischen, von Opium gesteuerten Vaters 1958. Danach wurde sie eine selbstbestimmte, emanzipierte Dame. Am 9. August wird sie 102 Jahre alt. Sie entgleitet sich und mir. Manchmal sagt sie: «Ab 95 wurde alles Disziplin. Bis 99 war es irgendwie machbar. Seitdem empfinde ich das Leben als reine Zumutung.» Oder: «Ich übersiedle in die eigentliche Heimat, aus der ich vor bald einer Ewigkeit in diese Welt gekommen bin.»

André Heller ist 1947 als Sohn eines jüdischen Süswarenfabrikanten in Wien geboren. Er war Lyriker, Entertainer, Filmemacher, Zirkusdirektor und vieles mehr. Das Multitalent, das viele Lebenskrisen hinter sich hat, hat nun in Marrakesch einen Traumpark gebaut.

André Heller: Das Buch vom Süden. Zsolnay. 336 S., Fr. 35.90

# Sommer ohne Taylor

Kein Jahr verging ohne die passende Musik von Taylor Swift. Auf die Liedermacherin war Verlass – bis jetzt. Sie ist verliebt. Und redet von einer Auszeit. Von Claudia Schumacher

Auf dem Bild ist eine fröhliche Hochzeitsgesellschaft zu sehen. Gruppenfoto auf der Wiese: wohlgenährte Menschen, ein paar Kinder, leichtes Chaos, das Brautpaar in der Mitte. «Ich habe sie kennengelernt, als ich zehn Tage alt war», schreibt eine 26-Jährige auf der Fotoplattform Instagram dazu, «und ihn im Kindergarten. Jetzt sind die beiden verheiratet und ich die glücklichste Trauzeugin der Welt. Gratulation, Britany und Ben!»

Die Trauzeugin, die sich hier so nett freut für ihre Freunde, ist Taylor Swift. Sie steht kaum sichtbar in der hinteren Reihe und hält lachend einen Blumenstraus in den Himmel, die Sonne schickt helle, kühle Frühlingsstrahlen hinab. So normal sieht das aus. Nicht unbedingt das, was man erwartet.

Sollte in Anwesenheit der Pop-Prinzessin nicht immer irgendwo ein Feuerwerk hochgehen? Hm. Wir lernen: Auch eine Taylor Swift muss offenbar nicht ausnahmslos im Mittelpunkt stehen. Sie kann sich auch einmal in der hinteren Reihe vergnügen wie wir anderen auch. Etwas, was sie in Zukunft vielleicht sogar häufiger tun wird.

Objektiv betrachtet, ist Taylor Swift alles andere als normal. Ihr Erfolg ist musikhistorisch beispiellos für eine Frau. Würde sie nicht verspielt und jung wie eine kleine Prinzessin wirken, müsste man sie als Königin bezeichnen. Keine vor ihr hatte zweimal einen Grammy für das «Album des Jahres» bekommen – Swift gelang das mit 23 Jahren. 2013 wurde sie zudem zur einzigen Frau der Musikgeschichte, welche hintereinander drei Nummer-eins-Alben veröffentlicht hatte, die sich jeweils über fünf Millionen Mal verkauften. Mittlerweile sind es insgesamt mehr als 40 Millionen verkaufte Alben und 130 Millionen Single-Downloads.

## Hits und Styropor

Madonna, Whitney Houston, Rihanna: Keine kann oder konnte Taylor das Wasser reichen. Auch bei den Männern sieht es dünn aus: Nur die Beatles, die Rolling Stones und Michael Jackson haben Erfolge erzielt wie das ewige Mädchen, das auf einer Weihnachtsbaumschule in Pennsylvania aufgewachsen ist. Letzteres ist übrigens kein übertriebenes PR-Märchen, sondern eine von investigativen Journalisten verifizierte Tatsache («Die Weihnachtsbaumschule ist real. Sie zeigte sie mir selbst.»)

In den letzten Jahren verging kein Sommer ohne Taylor: Alle zwei Jahre kam ein neues Album, und stets lief ein aktueller Hit daraus

im Radio. «I Knew You Were Trouble», «Shake It Off», «Wildest Dreams»: Explosionen der Lebensfreude, wehrhafte Hymnen für verletzte Frauen. Andere Lieder waren verträumter, zaghafter. Oder von nostalgischer Schönheit wie ein im Licht schimmerndes Spinnennetz. Doch immer steckte unverkennbar Taylor dahinter. Mit Schalk und Kätzchenstimme.

Alle Lieder stammten entweder ganz oder teilweise aus ihrer Feder. Swifts strebsame Kreativität brachte Alben hervor, die nicht nach dem üblichen Pop-Schema gebaut sind (ein bis zwei Hits als Grundgerüst, dazwischen Styropor zum Wegwerfen). Swifts Alben sind Perlenketten: ein Klassiker am anderen.

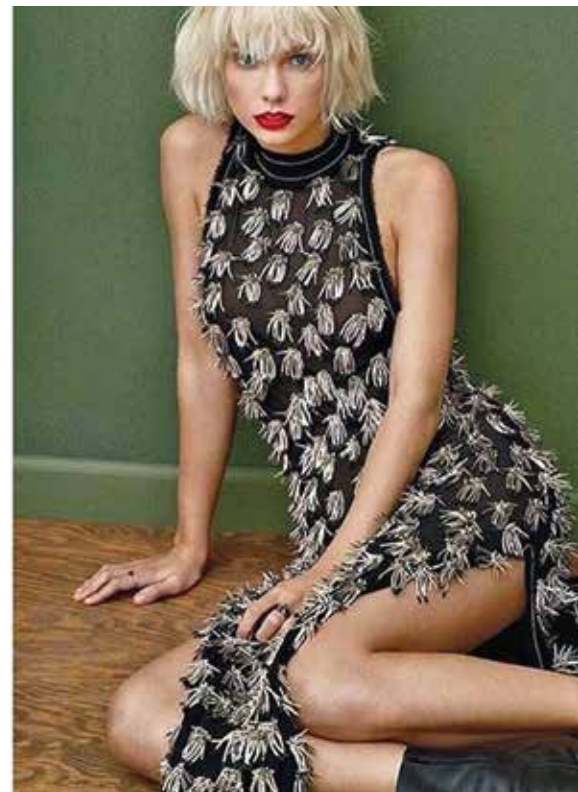
## Beste Songwriterin

Die *New York Times* bezeichnet Swift – die man aufgrund ihres makellosen Aussehens für ein fremdgesteuertes, singendes Püppchen halten könnte – als «one of pop's finest songwriters»: eine der besten Komponistinnen von Popmusik. «1989», Swifts fünftes, nach ihrem Geburtsjahr benanntes Studioalbum, wurde 2014 lanciert. Es

## Ist er womöglich eine Bedrohung für ihre Karriere, eine Art Yoko Ono?

wäre also, dem bisherigen Swift-Rhythmus folgend, jetzt wieder Zeit für ein neues Werk. Nur scheint da keines zu sein. Was hat sie vor? «Ich habe keine Ahnung», beantwortete sie die Frage gerade gutgelaunt gegenüber der *Vogue*. «Das ist das erste Mal in zehn Jahren, dass ich es nicht weiss.» Sie wolle ihr Leben «ein kleines bisschen» ohne den stets auf ihr lastenden «Druck» kennenlernen, «immer etwas Neues schaffen zu müssen». Vor allem nach dem letzten Jahr «mit all den unglaublichen Dingen, die passiert sind». Was meint sie damit?

Im Jahre 2015 wurde Swift von *Forbes* unter den «hundert mächtigsten Frauen der Welt» gelistet, als jüngste der Geschichte. Und natürlich gewann sie bei den meisten Preisverleihungen gleich mehrmals. Aber eben: wie jedes Jahr. Auch das mit dem Rekorderbrechen praktiziert die zarte Maschine schon seit über einem Jahrzehnt. Seit damals, als sie mit vierzehn Jahren als jüngste Songwriterin im Hause Sony einen Vertrag bekam und zum Kinderstar der Country-Musik avancierte, bevor sie sich dem Pop zuwandte. Beruflich war 2015 also normal für Swift: einfach extrem erfolgreich.



Alles andere als normal: Popstar Swift.



Leichtes Chaos: Trauzeugin Swift (jubilend im

Eine einschneidende Lebensveränderung muss man daher andernorts suchen. Und man wird auch fündig: Sie heisst Calvin Harris. Swift ist in festen Händen. Erstmals! Im März 2016 jährte sich ihre Beziehung zu dem schottischen DJ. Auch der 32-Jährige ist kein Unbekannter im Popgeschäft: Der «unbestrittene König der elektronischen Tanzmusik» verdiente 2014 laut *Forbes* 66 Millionen US-Dollar. Doppelt so viel wie der zweiterfolgreichste DJ, der Franzose





Beunruhigend glücklich: mit Katze Meredith.



Hintergrund).



Novum in Swifts Paarungshistorie: mit Partner Calvin Harris.

David Guetta. Damit bilden Swift und Harris momentan vor Beyoncé und Jay-Z das bestverdienende Power-Paar im Musikgeschäft (das dickste Portemonnaie liefert dabei Swift). In der öffentlichen Repräsentation scheint das amerikanisch-schottische Siegerteam eine stabile Beziehung und einen friedlichen und heiteren Umgang zu pflegen. Ein Novum in Swifts bisheriger Paarungshistorie, die von Herzschmerz und Kurzleblichkeit geprägt war, was sie in ihren

Liedern gerne betrauert hat. Im Album «Red» (2012) etwa psychotherapierte sie angeblich die gescheiterte Liebe zu Schauspieler Jake Gyllenhaal in vielsagenden Liedtiteln: «I Knew You Were Trouble», «Sad Beautiful Tragic» oder «We Are Never Ever Getting Back Together».

Das Grundmuster der Lieder vom Liebeskummer ist meist ähnlich: böse Männer, armes Mädchen. Immer fällt es drauf rein. Doch das Mädchen liebt in Swifts Liedern stets reinen

Herzens und mit Verständnis für die Unreife der Trottel («A new notch in your belt is all I'll ever be»). Womit sie am Ende dann doch als Siegerin aus der Misere hervorgeht («Good girls, hopeful they'll be and long they will wait»). Auf zum nächsten Herzschmerz! «The «heartbreak kid» wurde Swift vom Musikmagazin *Rolling Stone* genannt.

Noch bevor Swift ihrem Prinz Harris begegnete, hatte sich dieser das Image eines freundlichen, leicht reservierten Gentlemans mit gesunden Muskelpaketen aufgebaut. Swift, aus der gehobenen Mittelschicht stammend, ist, passend dazu, der Inbegriff des amerikanischen Mädchens mit den guten Manieren einer Lady. Und wenn man sich jetzt überlegt, wie sehr die beiden regelrecht füreinander bestimmt zu sein scheinen und wie einschneidend das Finden der Liebe für eine wie Swift sein dürfte, die sich ihr Leben lang offenbar nichts sehnlicher gewünscht hat, dann darf man als Fan Angst bekommen.

### Frau mit besonderen Fähigkeiten

Neulich, da war sie mit ihm in den Ferien. Die Fotos auf Instagram zeigen die beiden an einem exotischen Strand und sind beunruhigend: Swift wirkt glücklich, geradezu wunschlos, satt und trunken vor Liebe! Beim Harris-Konzert am Coachella-Festival stand sie vor kurzem sogar wie ein stinknormaler Harris-Fan in der jubelnden Menge. Und im Interview mit der *Vogue* redete sie Zeugs daher wie eine werdende Hausfrau. Von ihrer «magischen Beziehung» war da die Rede und davon, dass sie nun zu einer «rundum entwickelten Person» werden wolle, die «gute Drinks» mixen und «Erste Hilfe» leisten kann, wenn jemand bewusstlos aus dem Wasser gezogen wird. Hallo? Was ist da los? Hat Calvin Harris vielleicht gar keinen so guten Einfluss auf Swift, wie man bisher dachte? Ist er womöglich eher eine Bedrohung für ihre Karriere, eine Art Yoko Ono, wie sie einst mutmasslich die Beatles zerstörte?

Auch als Fan mit panischer Angst vor einem Sommer ohne Taylor sollte man an dieser Stelle versuchen, die Kirche im Dorf zu lassen. Es hilft, sich zu erinnern: Taylor Swift ist eine Frau mit besonderen Fähigkeiten, die zahlreiche Bälle gleichzeitig jonglieren kann. Da waren ja auch immer die vielen Freundschaften: Von Sängerin Selena Gomez über Model Gigi Hadid bis zur Filmautorin Lena Dunham liegt Taylor Swift halb Hollywood zu Füßen. Dabei hat sie die Girlies und die Feministinnen in der von ihr geführten «girl squad» vereint, was ein ziemlicher Job sein muss. Trotzdem hat Swift nicht aufgehört, Hits zu singen. Und wenn sie uns diesen Sommer wegen Harris tatsächlich allein lassen sollte, ist das kein Grund, die Hoffnung zu verlieren. Es soll ein Sommer für Taylor werden, wie sie noch keinen erlebt hat. Haben wir Glück, schreibt sie dann im Winter wieder Lieder. So, wie wir sie noch nicht gehört haben. ○



# Gottes Populist

In jungen Jahren besuchte Martin Luther Rom und war schockiert über den kirchlichen Sündenpfehl. Ein neues Buch zeigt: Der Reformation liegt ein tiefes kulturelles Unverständnis zugrunde zwischen den «barbarischen Deutschen» und den «kultivierten Italienern». *Von Peter Keller*



Heute würde man ihn als Hassprediger betiteln: Luther in Rom.



Stufe um Stufe rutscht der junge Mönch auf seinen Knien die Heilige Treppe empor. Wie es sich gehört für fromme Pilger in Rom. Die Treppe soll aus dem Palast des Pontius Pilatus stammen, und Jesus selbst habe sie während seines Prozesses benutzt. Nun steht das Heiligtum in der Stadt am Tiber, und Martin Luther, er ist dieser junge Ordensbruder, murmelt ein Vaterunser, bevor er die nächste der achtundzwanzig Stufen erklimmt. Er weiss genau, warum er dieses Ritual auf sich nimmt: Die Kirche gewährt jedem Gläubigen einen Generalablass, der diese *scala santa* kniend und in Erinnerung an die Leiden Christi hinaufrutscht.

Der Ablass ist das wichtigste Businessmodell der Kirche in dieser Zeit. Der Mensch des ausgehenden Mittelalters lebt in ständiger Furcht vor dem Tod. So honigsüss die Vorstellung des ewigen Lebens im Himmel ist, so schauerlich ist die Aussicht auf die Hölle. Aber zwischen Seligkeit und Verdammnis gibt es noch einen dritten Zustand, gewissermassen einen Warteraum, eine Zeit der Läuterung für all jene Seelen, die nicht verloren sind, aber doch gewisse Mängel in sich tragen. Und wer hat nicht den einen oder anderen Fehltritt begangen, diese oder jene Schuld auf sich geladen? Auf all jene wartet das Purgatorium, das Fegefeuer, und jeder Christenmensch kennt die Darstellungen armer Sünder, die zwischen züngelnden Flammen wehklagend ihre Zeit der Läuterung verbüssen.

Hier bietet die Kirche Hand. Fromme Werke wie eine Wallfahrt können das Fegefeuer abwenden. Die Päpste der Renaissance, unersättlich in ihrem Bedarf an Gold und Geld, werden das System noch weitertreiben: Am Ende kann sich jeder direkt einen Ablassbrief kaufen und damit sein Seelenheil und sogar jenes von Verstorbenen erwirken. Der Handel mit diesen Dokumenten wurde zum Hauptauslöser der Reformation. Es war ebenjener Rom-Pilger Martin Luther, der ein paar Jahre später mit seinen 95 Thesen das Ablasswesen anprangern sollte und schliesslich den Bruch mit der Kirche provozierte.

### «Grausamer Wüterich» und «Blutsäufer»

Doch von dieser Aufmüpfigkeit kann 1510/11, als Luther in Rom weilte, noch keine Rede sein. Er sei brav durch alle Kirchen und Kluften gelaufen und habe alles geglaubt, «was daselbst erlogen und erstunken ist». Fast habe es ihm sogar leidgetan, dass sein Vater und seine Mutter noch lebten, spöttelt Luther weiter, «denn ich hätte sie gerne mit meinen Messen und anderen trefflichen Werken und Gebeten aus dem Fegefeuer erlöst». Untergebracht war er bei seinen Augustiner-Brüdern, deren Konvent unmittelbar an die Kirche Santa Maria del Popolo grenzte. Man hat deshalb über Jahrhunderte den Altar gemieden, an dem der abtrünnige Luther Gottesdienste gefeiert haben soll.

Ohne Zweifel hinterliess das umtriebige Rom der Renaissance einen starken Eindruck, zumal der bald dreissigjährige Theologe seine Heimat Sachsen kaum einmal länger verlassen hatte. Man kann Luthers Irritation nachvollziehen. Die Stadt ist eine Zumutung – bis heute. Strassenhändler lauern auf naive Touristen, der Verkehr wuselt unter lustvoller Missachtung aller Regeln durch das Zentrum, das Chaos ist Programm. Zu viel für deutsche Nüchternheit. In der 2003 produzierten Verfilmung von Luthers Leben taumelt der Protagonist durch den Sündenpfuhl am Tiber, sieht Geistliche mit Prostituierten anbandeln und geschäftstüchtige Patres Ablässe verkaufen; im Gewühl und Geschrei der Leute ist nichts von Heiligkeit zu spüren. Wo heute Souvenirs made in China feilgeboten werden, versuchen im «Luther»-Film windige Verkäufer, Rosenkränze und dubiose Reliquien an den Mönch zu bringen.

Das Ineinander von Antike und Gegenwart, von halbverfallenen Tempeln und frisch gebauten Palazzi verstört den Besucher. Die Stadt sei ein «Kadaver ihrer früheren Denkmäler», lässt sich Luther in einer seiner späteren Tischreden vernehmen und zeigt damit

### Die Päpste der Renaissance sahen sich als Erben des römischen Imperiums – politisch, ideologisch wie kulturell.

wenig Sinn für die grosse altrömische Vergangenheit. Wo früher Dächer gewesen seien, stünden heute Häuser, «so tief liegt der Schutt». Nun ist es gerade der derzeitige Papst, Julius II. (1443–1513), der dieser Stadt mit der ihm eigenen Vehemenz ein neues Gesicht geben will.

Der Sinn für die schönen Künste verband Julius II. mit seinen Vorgängern, doch er war auch ein klerikaler Haudegen, ein Krieger Gottes, der von den Venezianern die Romagna zurückeroberte und in Norditalien mit Hilfe eidgenössischer Truppen gegen die Franzosen zu Felde zog. Luther zeigte durchaus Respekt vor der Tatkraft dieses Pontifex, nannte ihn aber gleichzeitig seiner Kriege wegen einen «grausamen Wüterich» und «Blutsäufer».

Der an der Universität Freiburg i. Ü. lehrende Volker Reinhardt hat vor dem anstehenden Jubeljahr – 2017 jährt sich zum 500. Mal die Veröffentlichung von Luthers Ablassthesen – eine kluge Studie über den deutschen Reformator vorgelegt. Was das Buch auszeichnet, ist die neue Perspektive: Die zumeist aus protestantischer Sicht verfassten Darstellungen haben die römischen Quellen bisher weitgehend vernachlässigt. Reinhardt, selber aus lutherischem Elternhause stammend und ein vorzüglicher Kenner der Renaissance, kehrt den Blick um und zeigt, dass neben den theologischen Differenzen das

gegenseitige Unverständnis zwischen den «kultivierten Italienern» und den «barbarischen Deutschen» noch wichtiger war. Reinhardt spricht von einem «clash of cultures», einem Zusammenprall der Kulturen. Aus Sicht Roms ist Luther ein anmassender, ungebildeter Ketzler, der sich, wie Leo X. verzweifelt an Friedrich den Weisen schreibt, in einen «so zügellosen Wahnsinn» hineingesteigert habe, «dass er in seinen Verkündigungen einzig und allein seine eigene Autorität, sein Urteil, sein Schriftverständnis allen anderen Verlautbarungen von Universitäten, Kirchenlehrern, ökumenischen Konzilien oder Päpsten voranstellt». Leo X. kann nicht verstehen, dass ein deutscher Fürst, dessen Vorfahren sich bei der Bekämpfung der hussitischen Ketzerei ausgezeichnet hatten, einen solchen Zerstörer jeglicher Ordnung beschützen will.

### Doppelte Tragik

Die Päpste der Renaissance sahen sich als Erben des römischen Imperiums – politisch, ideologisch wie kulturell. Davon zeugt nur schon die Bezeichnung Pontifex maximus, die ursprünglich den obersten Wächter (Priester) des altrömischen Götterkults meinte und später auf die römischen Kaiser und schliesslich auf die Päpste überging. Dem Geist des Humanismus verpflichtete Kirchenoberhäupter wie Pius II., aber auch Julius II. und sein Nachfolger Leo X. hätten nichts Verwerfliches daran gefunden, christliche Werte und Helden in die Bildersprache der klassischen Mythologie einzukleiden, so Reinhardt. «Für Fremde, die von Norden in die Ewige Stadt kamen, war die Synthese von Heidnischem und Christlichem hingegen unheimlich, wenn nicht gar gottlos.» Für die italienischen Gelehrten ist diese Abwehrhaltung bloss ein weiterer Beweis für die geistige Rückständigkeit der Völker nördlich der Alpen.

Tatsächlich hatte Italien um 1500 allen Grund, selbstbewusst aufzutreten. Städte wie Florenz und Venedig wurden von einer kaufmännisch geprägten Oberschicht angeführt, die ihren Reichtum mit imposanten Palästen zur Schau stellte. Auch Rom rüstete auf, die grössten Baumeister und Künstler dienten mit ihrem Können den jeweiligen Päpsten. Allein Julius II. liess Koryphäen wie Bramante, Raffael und Michelangelo für sich arbeiten. Er war es, der 1506 den Neubau des Petersdoms befahl und dafür die alte byzantinische Kirche abreißen liess. Wie es dem Selbstverständnis jener Zeit entsprach, gab er noch zu Lebzeiten sein Grabmal in Auftrag. Mit vierzig freistehenden Marmorstatuen sollte es das prächtigste aller Papstgräber werden und im Mittelpunkt der neuen Hauptkirche zu stehen kommen.

Eine doppelte Tragik umweht das Projekt: Der mit der Umsetzung betraute Michelangelo hinterliess nur ein Fragment – allerdings eines, das die Kunstwelt bis heute fasziniert. Die

## Luther über Juden, Türken und Hexen

Der deutsche Reformator konnte mit der Sprache wüten.  
Es traf alle, nicht nur den «Bapstesel» zu Rom.



Tötungsaufrufe: Hexenhinrichtung, 1587.

Wortmächtig war er, der Reformator aus Wittenberg. Doch nicht selten schlug seine Gabe buchstäblich in Sprachgewalt um. Luthers Polemiken gegen «Maulesels Regiment zu Rom», gegen die päpstlichen «Teufelsdiener» und die «Hurenkirche» werden bis heute mit spitzbübischem Wohlbehagen wiedergegeben. Mit dem gleichen Furor schrieb er allerdings auch über Juden, Hexen und andere Minderheiten. Oft enden diese Schriften in Tötungsaufrufen, etwa in der «Heerpredigt wider den Türken», wo er jeden «rechten Christ» ermuntert, «mit Freuden die Faust zu regen und getrost dreinzuschlagen, zu morden [und] zu rauben». Gleich soll es den «stürmenden Bauern» in Deutschland ergehen, die sich gegen ihre Fürsten erhoben haben. «Prediger sind die allergrössten Totschläger», entschuldigt sich Luther an anderer Stelle. «Denn sie ermahnen die Obrigkeit, dass sie entschlossen ihres Amtes walte und die Schädlinge bestrafe.» All das Blut der Bauern nehme er auf sich – sieht sich dabei aber in höherer Mission: «Ich schiebe es auf unseren Herrgott; der hat mir befohlen, solches zu reden ...» Wie seine Mutter glaubt der Reformator an Hexen. In einer Predigt 1526 wiederholt er innerhalb weniger Minuten fünf Mal die Aufforderung, diese Frauen zu töten. Er wolle der Ers-

te sein, der Feuer an sie lege. «Schaust du solche Weiber an, wirst du sehen, dass sie ein teuflisches Gesicht haben. Ich habe deren etliche gesehen ... man töte sie nur.»

Kurz vor seinem Tod lässt Luther eine Schrift («Von den Juden und ihren Lügen») drucken, die sich wie eine frühe Anleitung für den Judenhass Hitlers und die Pogrome im nationalsozialistischen Deutschland liest. Kein blutdürstigeres und rachgierigeres Volk habe die Sonne je beschienen, schreibt er. Die Juden würden sich mit «Lügen, Trügen, Stehlen, Rauben, Wuchern» an den Nichtjuden nähren. «Darum wisse du, lieber Christ, und zweifle nicht daran, dass du nächst dem Teufel keinen bittereren, giftigeren, heftigeren Feind hast als einen rechten Juden.» Während sie hinter dem Ofen sässen und es sich wohl ergehen liessen, würden diese «Fremdlinge» «uns arbeiten lassen» und zum Dank «unserm Herrn fluchen». Luther liefert bis in die Wortwahl den antisemitischen Jargon der Nazis, bezeichnet die Deutschen als «Hauswirte» der Juden, die «uns aussaugen».

Die Schmähschrift endet mit der Frage: «Was wollen wir Christen nun mit diesem verworfenen, verdammten Volk der Juden tun?» Man möge ihre Synagogen mit Feuer anstecken, rät er, desgleichen ihre Häuser «zerbrechen und zerstören», ihre Schriften verbieten und ihnen «alle Barschaft und [alles] Kleinod» abnehmen. Wenn das alles nicht ausreiche, «so müssen wir sie wie die tollen Hunde ausjagen, damit wir nicht [...] mit ihnen Gottes Zorn verdienen und verdammt werden».

Als in der Nacht auf den 10. November 1938, an Luthers Geburtstag, die Synagogen in Deutschland brennen, sieht der evangelische Landesbischof von Thüringen, Martin Sasse, die Forderungen des deutschen Reformators von 1543 erfüllt. Damit sei der «gottgesegnete Kampf des Führers zur völligen Befreiung unseres Volkes gekrönt». In dieser Stunde müsse die Stimme des Mannes gehört werden, der als «der Deutschen Prophet im 16. Jahrhundert einst als Freund der Juden begann, der, getrieben von seinem Gewissen, getrieben von den Erfahrungen und der Wirklichkeit, der grösste Antisemit [was der Autor als Kompliment versteht; Anm. d. R.] seiner Zeit geworden ist, der Warner seines Volkes wider die Juden».

*Peter Keller*

zentrale Gestalt stellt den sitzenden Moses dar. Doch nicht einmal diese kleinere Version des ursprünglichen Grabmals schaffte es in den neuen Sankt Peter; sie ist heute in der Kirche San Pietro in Vincoli, unweit des Kolosseums, zu sehen. Gleichwohl befeuerte der Bauwahn Julius II. die Spaltung der Kirche. Ablässe und der sogenannte Peterspfennig mussten mithelfen, die hochfliegenden Pläne zu finanzieren. Luther zielte instinktsicher auf den tieferen theologischen Konflikt: Gott wolle doch keine schönen Kirchen und Bilder, die nur der Eitelkeit der Menschen dienen, ihn interessiere einzig das Innere der Gläubigen, ihre Reue und Bussfertigkeit. «Warum baut der Papst, der heute reicher ist als die reichsten Krösusse, eine so grosse Basilika des heiligen Petrus nicht lieber von seinem Geld als von dem der Armen?» Diese These 86 barg Sprengstoff in sich, sie hatte nicht nur die Ablassproblematik im Visier, sondern die herrschende Kirchenordnung, das Papsttum an sich.

Eine Kriegserklärung. Da kommt einer aus der deutschen Provinz und stellt alles in Frage, die Tradition und damit die 1500-jährige Autorität der Kirche. In den Thesen 45 bis 51, die alle mit dem Satz «Die Christen sind zu belehren» beginnen, erklärt Luther, wie ein wahrhaft guter Papst zu handeln hätte. «Die Christen sind zu belehren, dass der Papst mehr der Gnaden eines frommen Gebets als

### Der Wortgewalt des Reformators entgeht keiner, nicht einmal der Papst.

schnellen Geldes bedarf und sich dies auch so wünscht.» Aus römischer Sicht erdreistet sich hier ein kleiner Mönch aus dem hinterwäldlerischen Deutschland, Leo X. über seine wahren Wünsche zu belehren und wie er sein Amt zu führen habe. Eine Frechheit! Vorgebracht von einem Kleriker, der nicht einmal das Latein anständig beherrschte, wie seine intellektuellen Widersacher in Italien naserümpfend feststellten. Gleichwohl sei Luther, wie die Protokolle zeigen, seinen Kontrahenten auch in dieser Fremdsprache haushoch überlegen gewesen, «was Witz, Aggressivität und originelle Schimpfworte betraf», schreibt Volker Reinhardt. Der Wortgewalt des Reformators entgeht keiner, nicht einmal der Papst, allerdings auch nicht die Juden und die Hexen, wie spätere, düstere Streitschriften zeigen (siehe Kasten links).

#### Nur die Schrift zählt!

Woher kommt Luthers Selbstsicherheit? Wie ist seine unerschütterliche Gewissheit zu erklären? Er setzte den Verlautbarungen der Päpste das Wort Gottes gegenüber, den Ausführungen der Kirchenväter und Scholastiker die Bibel. «Sola scriptura!» lautet sein Kampf-



ruf. Nur die Schrift zählt! Dort ist aber nichts von Ablässen zu finden, der Glaube sei ein Geschenk Gottes, und nur dieser Sorge für Gnade. Folglich ist für ihn klar: «Die Kirche bedarf der Wiederherstellung (*reformatio*), und das ist weder das Werk eines Papstes noch zahlreicher Kardinäle, wie die beiden jüngsten Konzilien erwiesen haben, sondern der ganzen Welt, ja, Gottes.» Wann der Zeitpunkt für diese Wiederherstellung angebrochen sei, wisse nur der Schöpfer selbst. «Doch in der Zwischenzeit können wir so viele Missstände nicht einfach leugnen. Die Schlüssel (Symbole der Bindegewalt des Papstes als Nachfolger Petri und Stellvertreter Jesu Christi) werden missbraucht, Habgier und Ehrgeiz unterworfen.»

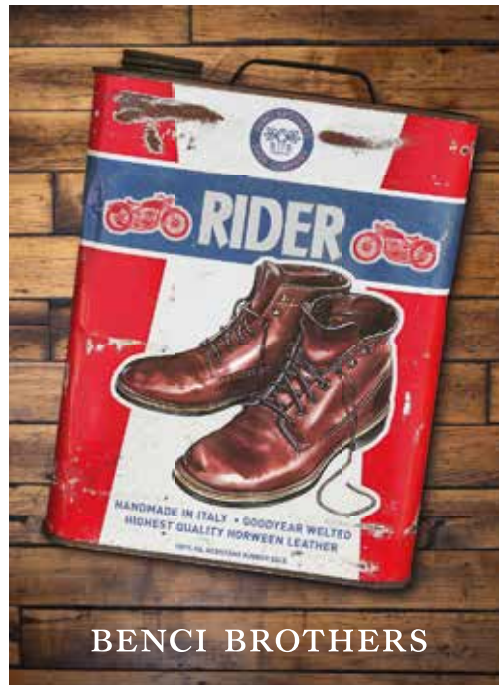
### Nationalistische Zwischentöne

Seine Fundamentalkritik fällt auf fruchtbaren Boden. Viele Priesterstellen im deutschen Reich sind verwaist, hohe Kleriker bereichern sich schamlos, zwischen christlicher Botschaft und realer Kirche tun sich verstörende Gräben auf. Selbst wenn die Kurie Geld sammelt gegen den vorrückenden Islam («Türkenkriege»), versickert ein grosser Teil in dunklen Kanälen – und jetzt das Geschäft mit den Ablässen. Die Deutschen kamen sich als nützliche Idioten vor, die gut genug waren, das Saus-und-Braus-Gebaren der Päpste zu finanzieren, aber fast nichts abbekamen vom kirchlichen Kuchen, wenn es um die Vergabe lukrativer Posten und Pfründen ging. Die anti-italienischen Aversionen reichen tief, und Luther, ein Populist vor dem Herrn, verstand es perfekt, diese Gefühle zu bedienen. Dass sich Deutschland als Zahlmeister des restlichen (südlichen) Europa missbraucht fühlt, scheint bis in die Gegenwart anzuhalten.

Schon beim ersten Schlagabtausch zwischen Luther und dem römischen Hoftheologen Prierias gibt es nationalistische Zwischentöne. Der deutsche Reformator beschwert sich über Prierias' «ganz und gar italienischen Dialog», während dieser seinen Ärger über den grobschlächtigen und zu allem Überfluss auch noch besserwisserischen Deutschen kaum verhehlen kann. Überhaupt: Was beschwerten sich diese tumbe Teutonen über ihre Abgaben? Für die Schätze des Glaubens und der Zivilisation, die Rom nach Deutschland gebracht habe, könnten die Deutschen gar nicht zu viel zahlen. «Damit wurde der Disput über Luther zu einem Wettkampf um nationale Ehre», so Reinhardt. Das Muster wiederholt sich. Kardinal Cajetan, der Luther 1518 in Augsburg verhört, beschreibt sein Gegenüber als «von Hochmut gebläht», getrieben von «barbarischer Wut» – ebenso lässt sich der Angeklagte über den heimtückischen Italiener aus, «sie lächeln dich an, während sie deinen Untergang in die Wege leiten».

Darum will der der Ketzerei Beschuldigte auch nicht nach Rom zum Prozess. Luther appelliert an die nationale Solidarität seines Landesherrn, Kurfürst Friedrich des Weisen, bittet ihn, die drohende Auslieferung zu verhindern. «Schliesslich ist es kein Zeichen von Halsstarrigkeit, sondern ein natürlicher Affekt, dass ich als Deutscher zahlreiche bekannte, durch ihr Leben und ihre Autorität ausgewiesene Deutsche einem einzigen Italiener vorziehe.»

Aber die römische Maschinerie hat sich inzwischen warmgelaufen, die kurialen Diplomaten ziehen das Netz um Luther enger und enger, doch dann stirbt im Januar 1519 Kaiser Maximilian I., und das Ringen um seine Nachfolge verschafft dem renitenten Reformator Luft, denn Rom will sich alle Optionen offenhalten, auch eine deutsche Kandidatur. «Niemanden vergrätzen» heisst die Devise. Luther nutzt die Zeit auf seine Weise: mit dem Aufbau



von Netzwerken, mit immer neuen Schriften und Polemiken, die dank des Buchdrucks und der wenig zimperlichen Karikaturen reissenden Absatz fanden. Bald lässt er alle Hemmungen fallen und erklärt, dass der «wahre Antichrist im Tempel Gottes» sitze und die Kurie «die Synagoge Satans» sei. Nicht er, sondern der teuflische Papst verführe die Gläubigen.

### Luthers genialer Propagandafeldzug

In seiner Gegenschrift zu den Kommentaren des Prierias vollzieht Luther den Bruch zwischen dem guten, reinen, deutschen Wittenberg und dem «unseligen, verderbten und gotteslästerlichen Rom». Seine Schimpftiraden sind saftig und masslos zugleich, politisch korrekt würde man ihn heute wohl als Hassprediger betiteln. Die päpstlichen Rechtsakte putzt er weg wie lästige Motten: «Wohlan nun, ihr gottlosen und wahnsinnigen Pa-

pisten, so schreibt nur in aller Ruhe, was euch in den Sinn kommt. Denn diese Bulle wirkt so, als sei sie bei einer nächtlichen Huren-Orgie ausgeworfen [...] worden.» Luthers Kalkül geht auf, denn so zerstritten die rivalisierenden Kurfürsten und Dynastien im Deutschen Reich auch waren, in einem Punkt, schreibt Reinhardt, hätten sie völlig übereingestimmt, auch mit ihren Untertanen: «in der Abneigung gegen Rom und das Papsttum».

Nun kommt es zum eigentlichen Showdown. Friedrich der Weise hatte gefordert, dass ein Deutscher von Deutschen beurteilt werden sollte – und setzt sich durch. Am

### Bald lässt er alle Hemmungen fallen und erklärt, dass der «wahre Antichrist im Tempel Gottes» sitze.

Reichstag zu Worms soll nun auch die Causa Lutheri im April 1521 geklärt werden, der Weg dorthin geriet zum genialen Propagandafeldzug des Reformators. «In dieser Inszenierung trat der inzwischen weithin berühmte Theologe und Publizist Luther als einfacher Augustiner-Eremit auf, spielte also die Rolle des unschuldigen Opfers, fast wie Christus bei seinem Einzug nach Jerusalem» (Volker Reinhardt). Er reiste mit einem klapprigen, angemieteten Pferdewagen, um sich vom Putz der Päpstlichen abzuheben.

Roms Nuntius Aleandro sah das PR-Desaster kommen. Er berichtet nach Hause, wie «Martin unterwegs [...] wahre Triumphe» feiere. Das deutsche Volk jubelt seinen deutschen Reformator. Aleandro bleiben nur noch Beleidigungen, er nennt Luther einen «Erzketzer» und erklärt ihn für «verrückt oder vom Teufel besessen». Dieser ist davon wenig beeindruckt, schimpfen kann er ohnehin besser. Auch die drohende Reichsacht schüchtert ihn nicht ein, die Aufforderung, zu widerrufen, lehnt er ab, es sei denn, man widerlege ihn mit der Autorität des Alten oder Neuen Testaments.

Formell siegt die päpstliche Seite, der neue Kaiser, Karl V., wird im Nachgang der Anhörungen die Reichsacht über Martin Luther aussprechen und seine Schriften verbieten. Ohne grossen Erfolg. Während Aleandro noch an seiner in feinstem Latein abgefassten Acta von Worms arbeitet, konnte das interessierte Publikum Luthers Version der Verhandlungen bereits gedruckt lesen – auf Deutsch. Darunter auch den Satz, der bis heute weltberühmt ist: «Ick kann nicht anderst, hie stehe ich, Got helff mir, amen.» Die Reformation rollt unaufhaltsam voran und gebiert den deutschen Protestantismus – als Gegenwelt zum verspielten römischen Katholizismus.

Volker Reinhardt: Luther der Ketzler. Rom und die Reformation. C.H. Beck. 352 S., Fr. 35.90

## Top 10

### Knorr's Liste

1	<b>Room</b>	★★★★★
	Regie: Lenny Abrahamson	
2	<b>Kollektivet</b>	★★★★☆
	Regie: Thomas Vinterberg	
3	<b>The Jungle Book</b>	★★★★☆
	Regie: Jon Favreau	
4	<b>Belgica</b>	★★★★☆
	Regie: Felix Van Groeningen	
5	<b>Eddie the Eagle</b>	★★★★☆
	Regie: Dexter Fletcher	
6	<b>Batman v Superman</b>	★★★★☆
	Regie: Zack Snyder	
7	<b>Zootopia</b>	★★★★☆
	Regie: B. Howard / R. Moore / J. Bush	
8	<b>Spotlight</b>	★★★★☆
	Regie: Tom McCarthy	
9	<b>Une famille à louer</b>	★★★☆☆
	Regie: Jean-Pierre Améris	
10	<b>Triple 9</b>	★★★☆☆
	Regie: John Hillcoat	

### Kinozuschauer

1 (1)	<b>The Jungle Book (3-D)</b>	28 830
	Regie: Jon Favreau	
2 (2)	<b>How to Be Single</b>	15 758
	Regie: Christian Ditter	
3 (3)	<b>Zootopia</b>	12 550
	Regie: B. Howard / R. Moore / J. Bush	
4 (-)	<b>The Boss</b>	9013
	Regie: Ben Falcone	
5 (-)	<b>Gods of Egypt (3-D)</b>	8812
	Regie: Alex Proyas	
6 (4)	<b>Kung Fu Panda 3</b>	6678
	Regie: Alessandro Carloni, Jennifer Yuh	
7 (-)	<b>Une famille à louer</b>	3881
	Regie: Jean-Pierre Améris	
8 (5)	<b>The Huntsman: Winter's War</b>	3375
	Regie: Cedric Nicolas-Troyan	
9 (7)	<b>Triple 9</b>	3307
	Regie: John Hillcoat	
10 (8)	<b>Eddie the Eagle</b>	2953
	Regie: Dexter Fletcher	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (1)	<b>Heidi (Impuls)</b>
2 (2)	<b>Er ist wieder da (Rainbow)</b>
3 (4)	<b>Schellen-Ursli (Frenetic)</b>
4 (3)	<b>Die Tribute von Panem (Impuls)</b>
5 (-)	<b>Burnt – Im Rausch der Sterne (Ascot Elite)</b>
6 (6)	<b>Game of Thrones – Staffel 5 (Warner)</b>
7 (5)	<b>Im Herzen der See (Warner)</b>
8 (8)	<b>007 Spectre (Fox)</b>
9 (9)	<b>Arlo &amp; Spot (Disney)</b>
10 (-)	<b>Insurgent (Ascot Elite)</b>

Quelle: Media Control



Magisches Ambiente: Clay (Tom Hanks, r.) in der Wüste.

### Kino

## Lost in Translation

Der deutsche Regisseur Tom Tykwer hat mit der Verfilmung von Dave Eggers' Roman «A Hologram for the King» und mit Tom Hanks in der Hauptrolle einen Coup gelandet. Von Wolfram Knorr

Es ist ein weiter Weg in den Orient, den Alan Clay, der früher im Fahrradgeschäft tätig war, gehen muss, aber nicht will. Es ist diese komplexe Fremde und mit ihr die Zukunft, die er mit dem Nahen Osten verbindet. Für ihn, den Amerikaner alter, handfester Schule, hat sich der Fortschritt aus seiner Wirklichkeit geflüchtet. Kaum ist er in Saudi-Arabien, wo ein neues Dubai entstehen soll, fühlt er sich in seiner Skepsis bestätigt. Die Zukunft, die hier in der Hitze und Leere flimmert, wirkt auf ihn nur noch absurd.

Alan Clay (Tom Hanks) gehört zu den Verlierern der Globalisierung, die die alte Geschäftspraxis pulverisierte und ihn gleich mit. Dabei hat er am Rad der Modernisierung mitgedreht und die Produktion verlagert – nach China. Die Chinesen sind schuld und werden es auch am Ende sein. Clay ist pleite, seine Frau ist ihm ab, und das Studium seiner Tochter kann er auch nicht mehr bezahlen. Er ist also auf einen letzten Versuch angewiesen, noch mal ein grosses Geschäft zu machen, und landet, auch im übertragenen Sinn, in der Wüste. Für das IT-Unternehmen Reliant reist er ins zukunftssträchtige Dorado Saudi-Arabien, um dem Herrscher Abdullah ein holografisches Kommunikationssystem schmackhaft zu machen. Er ist natürlich nicht der Einzige, der sein Konzept in einem Riesenzelt vorstellen wird, das irgendwie zur Retortenstadt «King Abdullah Economic City»

gehört und als verwaiste Baustelle unter einer stählernen Sonne dahindämmert.

Alan Clay, der in einer marmornen Hotel-Luxusbau – ähnlich einer Riesengruft – wohnt, fühlt sich bald wie in einem unfassbaren Dämmer, so als würde er langsam, aber sicher im Treibsand verschwinden. Der König verschiebt permanent die Termine, sein Ansprechpartner ist auch ständig woanders, und für Abwechslung sorgen nur der Fahrer Yousef

Er ist auf einen letzten Versuch angewiesen, noch mal ein grosses Geschäft zu machen.

(Alexander Black), der ihn mit seiner Klapperkiste vom Hotel ins Wüstenzelt und in andere Bezirke kutschert, wo Clays Mitarbeiter, Gestrandete wie er, vor sich hin dösen, und die Dänin Hanne (Sidse Babett Knudsen), die ihn zu Partys einlädt; in intimer Zweisamkeit versagt er allerdings kläglich. Erst mit der Ärztin Zahra (Sarita Choudhury), von der er sich eine Zyste am Rücken wegoperieren lässt, findet er zu einer neuen Beziehung, die vorsichtig, als wäre sie auf Sand gebaut, beiden einen gegenseitigen Halt und so etwas wie ein wenig Zukunft verspricht.



«A Hologram for the King», nach dem gleichnamigen Roman von Dave Eggers, von Tom Tykwer («Cloud Atlas») geschrieben und inszeniert, wirft einen charmant-satirischen Blick auf eine Topografie, die der westlich geprägten Welt diametral gegenübersteht. Das wird zum galligen Sirengesang auf Clays Businessvorstellung, wenn er als liebenswerter, aber etwas ungelinker Consultant das handfeste Gespräch mit den geschmeidigen, aber nie greifbaren Saudis sucht. Lokalkolorit und Tom Hanks' Präsenz schaffen ein magisches Ambiente, dem man sich kaum entziehen kann. Als überforderter Babbitt driftet Clay durch die Wüstenwelt wie eine verlorene Seele, die alles um sich herum für eine flache, trockene, staubige und heisse *terra damnata* hält. Das ist oft von bizarrer, mokanter Komik. «Uns braucht man nicht alle Tage», heisst es in Becketts «Warten auf Godot». Eggers hat den Satz als Motto seinem Roman vorangestellt und Tykwer ihn visuell elegant umgesetzt. Zuweilen erinnert «A Hologram for the King» an Sofia Coppolas «Lost in Translation». ★★★★★

## Weitere Premiere

**The First Avenger: Civil War** — Noch ist der DC-Comics-Superhelden-Wanderzirkus «Batman v Superman» im Land präsent, da lässt



Fans werden begeistert sein: «Captain America».

sich schon Konkurrent Marvel mit seinem Superhelden-Rummel nieder, und ein Hauch von Ähnlichkeit prägt die Klamaukprogramme: Auch bei Marvel gibt's Zoff zwischen den Super-Knalltüten Captain America, Iron Man, Black Widow, Falcon und anderen. Sage und schreibe fünfzehn handlungsrelevante buntscheckige Flitzpiepen tummeln sich hier und kloppen sich am Ende auf dem Gelände des sächsischen Flughafens Leipzig.

Immerhin: Die logistische Leistung der Regie von Anthony und Joe Russo, dieses Tohuwabohu für den Zuschauer dramaturgisch nachvollziehbar gemacht zu haben, ist zu bewundern. Der Ursprung der Keilerei liegt bei der US-Regierung, die es einfach nicht mehr hinnehmen will und kann, dass bei den Einsätzen der Super-Kracherbsen enorme Kollateralschäden entstehen. Sie fordert deshalb eine Art Überwachungsgremium durch die Vereinten Nationen. Iron Man und ein paar Gefolgsleute finden das in Ordnung, Captain America und seine Anhänger nicht. Also verhauen sie sich, und es entstehen dabei – aber logo – Kollateralschäden. Wär' ja sonst blöd. Energiestrahlen, Feuer oder Faustschläge machen die Gegner zu Geschossen, die mit Gewaltsetztole alles in Schutt und Asche legen.

Natürlich ist das Moralgequatsche pures Alibigelaber, der Plot ausschliesslich selbstreferenziell. Marvel will auch nichts anderes, und wenn Marvel ruft, kommen sie alle: Robert Downey Jr., Scarlett Johansson, Chris Evans, Don Cheadle, Elizabeth Olsen und viele andere – und, man traut seinen Augen kaum, der deutsche Weichspüler Daniel Brühl als Bösewicht! Na ja, am Ende verdünnt er sich. Ein dramaturgischer Fehler ist das vermutlich nicht; eher wussten die Autoren nicht, wie sie ihn wieder loswerden sollten. Mit 140 Minuten zu lang, aber völlig entspannt und stellenweise ironisch inszeniert. Die Fans werden begeistert sein, auch weil noch fünf weitere «Avenger»-Filme drohen! ★★★★★

## Fragen Sie Knorr

Finden Sie nicht auch, dass der sogenannte Spoiler-Alarm in Film-Texten allmählich geradezu krankhafte Formen angenommen hat und nur noch nervt? Woher kommt dieser Irrsinn eigentlich?

C. K., Lenzburg

Da gebe ich Ihnen absolut recht. Der Spoiler-Alarm, der praktisch jeden Blockbuster-, Horrorfilm- und Thriller-Text infiziert hat, ist eine Unsäglichkeit, hat mit Journalismus nichts zu tun, sondern ist eine moderne Variante von PR-Marktschreierei. Seinen Ur-



sprung hat er in der Fangemeinde der Game-Szene. Irgendwann schwappte er über aufs Kino, weil mal ein Verleih die Rezensenten gebeten hat, den Schluss nicht zu verraten. Inzwischen wird der Spoiler-Quatsch auf jede Mini-Abweichung eines Story-Ablaufs bezogen. Aber es kommt noch schlimmer: Inzwischen gibt es Irre, die *trigger warnings* fordern. Etwa wenn Pferde auf einen zugaloppieren. Das könnte Pferde-Phobiker in Panik versetzen! Kein Witz.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Jazz

# Musik vom Zauberberg

Von Peter Rüedi

Christoph Merki mutet uns einiges zu. Einmal seine Doppelexistenz als Musiker und Kritiker, die manchem Fundamentalisten schon als Interessenkonflikt erscheinen mag. Nicht mir, den die Ausnahme belebend dünkt, dass ein aktiver Künstler sich auch schreibend mit Musik befasst – vorausgesetzt, er verfügt wie Merki über die Toleranz, seine eigene Ästhetik nicht für das Mass aller Dinge zu halten. (Die Gewaltentrennung zwischen Kunstproduktion und Kunstbetrachtung ist ja ohnehin ein relativ junger Glaubenssatz, wenn wir bedenken, dass Goethe und seine Zeitgenossen nicht nur ohne Skrupel sich gegenseitig, sondern gelegentlich unter einem Pseudonym auch sich selbst rezensierten.)

Eine Zumutung, zumindest auf den ersten Blick, ist das Grossprojekt, das uns Merki und sein für ein paar Stücke erweitertes Septett vorlegen, eine suitenartige Bergfahrt in 24 Stationen, die einerseits den esoterischen Titel «Psychedellic Mountain» trägt, andererseits als Suche nach den eigenen (Innerschweizer) *roots and rocks* verstanden sein will. Und zwar buchstäblich: Der Altsaxofonist bezieht Steinklänge ein, solche auf eigenen Fundstücken aus der Mythen-Region wie die der deutschen Klangstein-Spezialisten Hannes und Klaus Fessmann. Zwischen solcher Archaik und dem psychedelischen Überbau ist Merkis Projekt eingespannt. Die Titel sind mal pathetisch, mal grenzen sie an Sauglattismus («Kleine Morgenmusik für ein manisches Murmeltier», «Flachland-Jeremiade», «Valser unser», «Froher Totentanz zweier Bergfalter»). Über beides setzt sich die Musik souverän hinweg. Sie ist erfrischend witzig, changierend farbig und von grosser solistischer Kompetenz; neben Merkis mal coolem, mal strahlendem Altsaxofon vor allem Daniel Schenkers fabelhafte Trompete über der agilen und kompakten Rhythmusgruppe von Ramon Ziegler (Piano), Lars Carl Schmid (E-Piano, Synthesizer), Mario Von Holten (Marimba, Perkussion), Stephan Athanas (E-Bass) und Tony Rebold (Drums). In zwei Nummern gastiert der stupende Sänger Andreas Schaerer. Ein starkes Stück, dieser «Zauberberg». Selten kamen mir zwei Stunden anspruchsvoller Musik so kurzweilig vor.



Christoph Merki Music.01: Psychedellic Mountain Vol. 1 & 2. Unit UTR 6480/81 (2 CDs)

# Adieu Paris

Jetsetterin Paris Hilton verlässt Schindellegi; Gipfeltreffen der Hoteliers im Zürcher «Baur au Lac». Von *Hildegard Schwaninger*



*Zwischenhalt:* Paris Hilton in Schindellegi, 2015.

Kurz war der Zwischenstopp des internationalen Jetset-Vögelchens **Paris Hilton** in Schindellegi. Dafür intensiv, denn unverdrossen twitterte die blonde Hotelierbin ihrem kosmopolitischen Freundeskreis, wie wunderschön es sei im Kanton Schwyz. Nie sei sie so happy gewesen. Und ganz Schindellegi soll sich gefreut haben über die prominente Zuwanderin. Paris Hilton mag ja manchem als Mega-Tussi erscheinen, aber eine gewisse Bewunderung hat sie schon verdient. Wer sonst schafft es, von einem Tiroler Touristenort (Ischgl) 100 000 Euro zu bekommen, dafür, dass er sich, den neuesten Dosenchampagner in der Hand, hinstellt und sagt: «I love Austria»? Vor solcher Leistung einer *famous for being famous*-Personality kann man nur den Hut ziehen.



*«Leisure»-Freuden:* Hilton (l.), Gross.

Wer ist der Mann, der diese Trophäenfrau eroberte? Der es schaffte, sie nach Schindellegi zu locken, wo sie sich offiziell anmeldete – mit der Drohung, die Schweizer Staatsbürgerschaft anzustreben?

**Hans Thomas Gross** ist ein 39-jähriger Self-made-Millionär aus der Steiermark (da, wo auch **Arnold Schwarzenegger** herkommt). Sein Vater war SPÖ-Politiker, stellvertretender Landeshauptmann; sein Stiefvater hatte ein Treuhandbüro, in dem Thomas Gross nach dem Jusstudium arbeitete. Sein Vermögen machte er mit der auf Sportdaten spezialisierten Firma Runningball, die er in sechs Jahren harter Arbeit aufbaute und 2012 für 200 Millionen Dollar verkaufte. Dann kaufte Thomas Gross die Yacht «Galaxy» des australischen Geschäftsmanns **John Gandel** (Immobilien) und gab sich den *leisure*-Freuden hin. Letzten Mai bei den Filmfestspielen in Cannes bei der Amfar-Gala («Cinema Against Aids») im «Hôtel du Cap-Eden-Roc» am Cap d'Antibes lernte er Paris Hilton kennen. Bei der Charity-Auktion konnte man eine Woche auf der «Galaxy» gewinnen. Die Gala brachte 30 Millionen Euro ein. Die Auktion wurde von **Sharon Stone** durchgeführt. Bei der diesjährigen Amfar-Gala (der 23.) am 19. Mai führt der Schweizer Kunsthändler **Simon de Pury** die Auktion durch.

Im Dezember 2015 zog Paris Hilton in die Schweiz. Jetzt lebt sie wieder in den USA.

Die ausgebildete Hotelmanagerin **Manuela Weber**, die sich den ultimativen Schliff als Direktionsassistentin im Hotel «Baur au Lac» holte, machte ihre Passion für Reisen und Luxus zum Beruf. Mit dem Münchner Publizisten **Jörn Pfannkuch** gründete sie 2012 Cinnamon Circle, eine auf Luxushotels spezialisierte PR- und Marketing-Firma. Zu ihren Kunden gehören Traumunterkünfte wie das «Hôtel de Paris» und das «Hermitage» in Monte-Carlo, das «Badrutt's Palace» in St. Moritz oder das «Beau-Rivage Palace» in Lausanne. Cinnamon Circle lud in den «Club Baur au Lac», um Synergien zu schaffen zwischen Top-Hoteliers, Reisemanagern und Medienleuten. Es war ein fröhlicher Spätnachmittag, man blickte, ein Glas Philipponnat in der Hand, auf den glitzernden Zürichsee, eine Stimmung, die der Reiselust förderlich ist.

Man traf einige Hoteliers, die man kennt. **Hans-Rudolf Rütli**, der in leitender Position im «Dolder Grand» war, als es noch «Grandhotel Dolder» hiess, und später im «Victoria-Jungfrau» in Interlaken. Seit sechs Monaten ist er in Vals Generalmanager im Hotel «7132» (die Postleitzahl von Vals), und er präsentiert den Kraft- und Thermenort mit einer Verve, als wäre er dort auf die Welt gekommen. Vals hat 1000 Einwohner, 1000 Schafe und 1000 Hotelbetten. Dank Stararchitekt **Peter Zumthor** ist der Ort eine Pilgerstätte für Architekturfreunde.



*Gastgeberin:* Manuela Weber.

Aus Moskau angereist war **Dominique Godat**, der dort das geschichtsträchtige Hotel «Metropol» führt. Das 1901 erbaute Haus, in dem der Zar wie auch Lenin einkehrten, steht zum Teil unter Denkmalschutz. Das «Metropol» ist ein Architekturjuwel gegenüber dem Bolschoi-Theater und hat einen grandiosen Jugendstil-Speisesaal, in dem es schon zum Frühstück Blinis mit Lachs und Kaviar gibt. Mit Leidenschaft warb **Nicoletta Valli**, Direktorin des «Palazzo del Vice Re» in Lezzeno, für das romantische Hotel am Comersee, das neu bei Cinnamon Circle ist. Unter den Gästen sah man **Shirley-Ann Amberg**, die Wein-Bloggerin.

### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)



# Nicht kleckern

Die PR-Frau Katelynn McFarlan, 28, und der Treuhänder Paul Hellman, 30, haben kürzlich geheiratet. Er durfte auch eine Idee zum Fest beisteuern.



«Supergut»: Brautpaar McFarlan-Hellman.

**Katelynn:** Nach der Heirat liess ich mir als Erstes einen riesigen Strohhut mit dem über die Krempe laufenden handgestickten Schriftzug «Miss Hellman» anfertigen. Wenn man die Frauen aus «Sex and the City» neben mich stellen würde, hielte man diese für Mauerblümchen. Mode und Glamour bedeuten mir alles. Ich betreibe eine Website, auf der ich andere dazu ermuntere, aus ihrem Leben ein modisches Gesamtkunstwerk zu machen. Warum soll man toll gekleidet sein und aus den falschen Tassen Kaffee trinken? Oder: Warum ist man zu Hause extrem schön eingerichtet und trägt die falschen High Heels? Solche Fragen beschäftigen mich in meinem Alltag.

**Paul:** Wir lernten uns über gemeinsame Freunde kennen. Katey sah aus wie eine Mischung aus Grace Kelly und Marilyn Monroe. Ich fand sie hinreissend, auch ihr Charakter war überzeugend: frech und dynamisch. Es ging nicht lange und ich hielt um ihre Hand an. Ich ahnte – punkto Hochzeit – nicht, was auf mich zukommen würde.

**Katelynn:** Ich trug ein wunderschönes fliederfarbenes Kleid, das allein so viel gekostet hatte wie ein kleines Auto. Über den Rücken liefen strassbesetzte Träger, das enganliegende Ober- teil war mit Tausenden von Steinchen bestickt.

Die erste Rockversion gefiel mir gar nicht. Zu wenig Material! Ich brachte es fertig, den gleichen Stoff beim Fabrikanten zu organisieren, und mein Schneider peppte den Dress dann nach meinen Ideen auf.

**Paul:** Die Hochzeit wurde gigantisch gross. Katey sagte, der Grund sei die überstandene Chemotherapie ihrer Mutter. Ich liess sie einfach machen. Weil ihr die zusammengebundenen Stängel des Brautstrausses nicht gefielen, liess meine Verlobte ein mit unserem gemeinsamen Monogramm besticktes Seidenband anfertigen, das das Grün umhüllte. Es ist nur eines von ungefähr 300 Details, denen sie sich in monatelanger Vorbereitung mit gewidmet hat.

**Katey:** Um Statistiken, die jenen Eheschliessungen, die mit klotzigem Hochzeits-Tamtam gefeiert werden, eine kurze Dauer voraussagen, kümmerte ich mich nicht. Das grosse Ganze muss stimmen, und dazu gehören nun mal die Qualität der Tischwäsche, die Form der Champagnergläser, die Art der Rosen.

**Paul:** Zwischendurch hatte ich nur einen Einwand zu machen: Wie gestaltete man den Event, so dass er trotz seiner Grossartigkeit auch persönlich war?

**Katelynn:** Ich akzeptierte diesen Gedanken als Versuch, einen Input beizusteuern, und ging in mich. Abgesehen davon, dass ich Paul liebe für alles, was er ist, und mit ihm meine Träume in der Zukunft verwirklichen kann, brachte er mich dazu, Frühstück zu mögen. Seit ich elf war, nahm ich am Morgen auch aus kalorien-technischen Gründen nichts zu mir. Das ist eine der grossen Veränderungen in meinem Leben, seit ich Paul kenne.

**Paul:** Ob schmeichelhaft oder nicht, dieser Umstand bewirkte, dass den Gästen, nachdem sich das Haute-Cuisine-Menü etwas gesetzt hatte, zu später Stunde, als die Party in vollem Gang war, eine Kartonbox ausgehändigt wurde. Darin befand sich Kateys Lieblingsfrühstück: starker Kaffee und karamellisierte Waffeln.

**Katelynn:** Es war ein superlustiger Gegensatz zur beinahe königlichen Hochzeit. Paul fand die Idee auch originell, was für mich ein Beweis dafür ist, dass wir supergut zusammenpassen.

Protokoll: Franziska K. Müller

# Liberalismus

Von Andreas Thiel — Was weiss die FDP davon?



**Journalistin:** Sie werden von Künstlerkollegen als «streitbarer» Satiriker bezeichnet. Wieso?

**Thiel:** Als «streitbar» bezeichnet man in der Kunstszene alles, was nicht links ist. Lustigerweise auch den Liberalismus.

**Journalistin:** Müsste die Kunstszene denn nicht selbst freiheitsliebend und somit liberal sein?

**Thiel:** Die Freiheit ist für Linke eine Fressmarke, mit welcher man beim Staat Grundversorgungsmittel beziehen kann. Deshalb tauschen linke Künstler ihre Freiheit gegen Subventionen.

**Journalistin:** Gibt es keine liberalen Künstler mehr?

**Thiel:** Ein paar wenige. Aber wir gelten als «streitbar».

**Journalistin:** Bei den Linken unterscheidet man zwischen Roten und Grünen ...

**Thiel:** Die Grünen erkennt man daran, dass sie noch weniger Selbstironie zeigen als die Roten.

**Journalistin:** Und worin unterscheiden sich die Liberalen von den Rechten?

**Thiel:** Liberale sind obrigkeitlich. Wir Liberalen wollen möglichst wenig Staat. Hingegen haben wir es bei den Linken wie auch bei den Rechten mit staatsgläubigen Regulierern zu tun. Die Rechten wollen national regulieren, die Linken international. Rechts sind die Nationalisten und links die Internationalisten. Da die Rechte das Leben aber nur national regulieren will, ist sie freiheitlicher als die Linke, welche gleich die ganze Welt regulieren will. Links ist man international freiheitskritisch und deshalb sogar gegen den internationalen Freihandel. Ausgerechnet die Internationalisten sind Globalisierungsgegner.

**Journalistin:** Die Linke ist freiheitsfeindlicher als die Rechte?

**Thiel:** Internationale Regulierung kann nie demokratisch zustande kommen und ist somit nie liberal.

**Journalistin:** Weiss das die FDP?

**Thiel:** Nein.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Ein Traum und sein Preis

Von Peter Ruedi



Gibt es einen Weisswein (überhaupt, und erst recht einen aus einem Genossenschaftsbetrieb), der einen dreistelligen Preis wert ist? Im Prinzip, nein. Es sei denn, es handle sich dabei um eine Cuvée in limitierter Auflage, an der Hans Terzer, 60, Chefönologe der Kellerei St. Michael-Eppan in Südtirol, ein halbes Leben lang gearbeitet hat. In Gedanken. Terzer übernahm die Genossenschaft als Kellermeister 1977, wurde zwanzig Jahre später vom «Gambero Rosso» in die Liste der «Top Ten Winemakers of the World» aufgenommen, sein Betrieb im Jahr 2000 zur italienischen «Kellerei des Jahres» befördert. Stets hat er sich für die Verbesserung seiner Weissweine eingesetzt, was vor allem hiess, die 385 Mitglieder seiner Genossenschaft zu immer rigoroserer Qualitätsproduktion zu motivieren. Seine ultimative Vision hatte Terzer vor Jahresfrist unter dem präziösen wie naheliegenden Namen «Appius» erstmals veröffentlicht (Appius=Eppan). Und weil keiner seinen Traum für einen Appel und ein Ei zu Markte trägt, siedelte Terzer den kostbar inszenierten Spitzen-Weissen in einem Preissegment an, das bis dahin burgundischen Chardonnay-Ikonen vorbehalten war. Das war er sich und sozusagen der Nation schuldig, er wollte sich auf Augenhöhe mit den besten Weissweinen der Welt aufschwingen – ein ambitioniertes Ziel, wenn man bedenkt, dass fast alle Kenner der Materie bis anhin dachten, bei den Roten könnten die besten Italiener den Franzosen das Glas reichen, nicht aber bei den Weissen. Seit diesem «Appius» ist vorsichtiges Umdenken angesagt. Terzer will ihn jedes Jahr als Unikat komponieren. War beim 2010er Chardonnay die Leitsorte (neben Weissburgunder, Pinot grigio und Sauvignon blanc), ist es beim 2011er der Sauvignon (im Verein mit Chardonnay und Pinot grigio). Das Resultat ist berückend harmonisch: in der exotischen Aromatik (Mango, aber auch Stachelbeere und Holunder) wie in der Finesse am Gaumen (weich, konzentrierte aromatische Frische). Zweifellos ein grosser Wein. Also gewiss auch, nicht zu reden vom Preis, keiner für alle Tage.

Kellerei St. Michael-Eppan: Alto Adige Bianco 2011. 14%. Boucherville, Zürich. Fr. 134.50. [www.boucherville.ch](http://www.boucherville.ch)

## Fisch von Weltruhm

Ein gutes Restaurant in einem guten Hotel macht das Reisen schöner. Zu Gast im «Matsuhisa» im «Mandarin Oriental». Von David Schnapp



Geschmackliche Geborgenheit: «Matsuhisa», München.

Wer viel reist, kann manche Hotelgeschichte erzählen. Es sind aber nicht immer schöne. Ich erinnere mich an ein Upgrade in einem Fünf-Sterne-Haus, das den direkten Blick auf den Entsorgungshof des Hotels zur Folge hatte. Oder das Zimmer für mehrere hundert Franken in einem weltberühmten Bergdorf, das so klein war, dass man die Schranktür nicht ganz öffnen konnte, weil sie am Bett ansties. Ein verbreitetes Problem ist das drahtlose Internet: Leicht zu bedienende, zuverlässige Wi-Fi-Lösungen sind nicht selbstverständlich – selbst in Tophäusern.

Deshalb die gute Nachricht: In den «Mandarin Oriental»-Hotels, die mir bekannt sind, funktioniert das WLAN, die Zimmer sind so stilsicher wie der Fitnessraum, und im Fall des «Mandarin Munich», das ich kürzlich besucht habe, gibt es zudem ein gutes Restaurant: Das «Matsuhisa», benannt nach seinem Erfinder Nobu Matsuhisa, der 1987 sein erstes Lokal in Beverly Hills eröffnete und mit einer Mischung aus japanischer und südamerikanischer Küche zum Star aufstieg. Fast dreissig Restaurants weltweit tragen mittlerweile seinen Namen, sie heissen «Nobu» oder «Matsuhisa».

Matsuhisa hat es geschafft, ikonische Gerichte zu kreieren. Sein Kabeljau mit Miso-Marinade ist der Big Mac für Feinschmecker – sehr viel besser im Geschmack, zu einem sehr viel höheren Preis. Als *miso-marinated black cod* (Bild

unten rechts) ist er weltberühmt. Der Schauspieler Robert De Niro nannte es das beste Gericht, das er je gegessen habe – er ist mittlerweile ein Geschäftspartner Matsuhisas.

Die Zubereitung des Fisches beginnt mit einer Marinade aus Zucker, Mirin, Sake und weisser Miso-Paste, in welcher der Kabeljau zwei bis drei Tage liegen bleibt. Dann wird er bei hoher Temperatur im Ofen gebacken, so dass die komplex-süsslichen, Umami-reichen Aromen der Marinade durch die starke Röstung einen intensiven, leicht bitteren Geschmack entwickeln.

Aber die «Matsuhisa»-Mannschaft in München kann noch viel mehr. Empfehlenswert ist etwa die schlichte, Ceviche-ähnliche Makrele mit Sojasauce, Limettensaft und Jalapeños oder die kurz mit heissem Öl übergossenen Jakobsmuscheln, die in einer Marinade, die Säure, Salzigkeit und leichte Schärfe perfekt verbindet, eingelegt wurden. Oder der grüne Spargel, perfekt gegrillt und abgeschmeckt mit Yuzu und getrocknetem, knusprigem Miso. Die Gerichte von Nobu Matsuhisa schmecken überall ausgezeichnet: in Beverly Hills, St. Moritz oder München. Das gibt einem das gute Gefühl geschmacklicher Geborgenheit.

Restaurant Matsuhisa im Hotel Mandarin Oriental  
Neuturmstrasse 1, München. Tel. +49 89 290 98 18 75  
Täglich geöffnet (nur abends.)

Ausführliche Besprechung des Menüs auf [www.dasfilet.ch](http://www.dasfilet.ch)





Auto

## Grosse Aufregung

SUVs, die wie aufgebockte Coupés aussehen, sind die ultimative Provokation auf der Strasse. Warum bloss? *Von David Schnapp*

Die Zeiten sind verwirrt, das Angebot gross. Gerade im Automobilgeschäft ist die westliche Multioptionsgesellschaft eine Herausforderung für die Kunden, die aus immer neuen Formen auswählen können. Besonders varianten- und ideenreich arbeiten sich die Designer an den beliebten SUVs ab, die oft unzureichend als Geländewagen oder Offroader bezeichnet werden. Land Rover bringt Cabrio-SUVs, aus Amerika kennen wir SUVs gross wie

Busse, und als BMW vor einigen Jahren den böse aussehenden X6 lancierte, war dem Hersteller der Hass der SUV-Gegner so gewiss wie die Mass am Oktoberfest. Doch warum die Aufregung? So, wie man in einer freien Gesellschaft Meinungen akzeptieren sollte, die nicht die eigenen sind, könnte man auch Autokarosserieformen dulden, die einem nicht gefallen. Ist eigentlich gar nicht so schwer. Es braucht nur etwas Herz für Andersdenkende oder -sehende.

### Langstreckenwagen vs. Sportskanone

Denn wo ein Kunde ist, ist auch ein Angebot. In den Nischen, in die immer neue Karosserieformen aufgenommen werden, scheinen sich besonders die SUV-Coupés erfolgreich zu behaupten. Nur so ist zu erklären, dass auch Mercedes nun ein solches Auto unter dem Namen GLE Coupé baut. Zuvor wurden in Stuttgart andere attraktive, moderne Fahrzeugformen präsentiert, wie die Coupé-Limousine CSL oder die sogenannten Shooting Brakes, die es mittlerweile in verschiedenen Baureihen

gibt und die als Kombi-Coupé die eleganteste Form des Strassentransports darstellen.

Mit dem GLE Coupé gibt es von Mercedes auch erstmals ein Auto als AMG-Sportmodell, womit die Kunden in verwirlichen Zeiten noch eine Wahlmöglichkeit erhalten. Der GLE 450 AMG hat einen V6-Biturbo-Benzinmotor, der das nicht eben leichte Gefährt erstaunlich flott in Bewegung setzt. Ein knurrendes Röhren ist zu vernehmen, wenn mein Testwagen leichtfüssig, aber energisch beschleunigt. Gemäss offiziellen Angaben vergehen 5,7 Sekunden, bis 100 km/h erreicht sind.

Das ist schnell genug für so ein Auto, das man trotz allen möglichen elektronischen Helfern für dynamische Fahrleistungen, wie etwa dem spezifisch programmierten Allradantrieb, eher als bequemen Langstreckenwagen fährt denn als Sportskanone. Der Verbrauch pendelt sich zwischen zehn und elf Litern ein, wer die Höchstgeschwindigkeit, die bei 250 km/h abgeregelt ist, erfahren möchte, muss naturgemäss öfter mal zur Tankstelle. Die Gesetze der Physik gelten auch für formschöne SUVs.

Das ist schon die einzige schlechte Nachricht. Ansonsten ist der GLE 450 AMG ein Auto, dessen Anblick mir ebenso angenehm erscheint wie dessen Fahreigenschaften. Aber man kann das natürlich anders sehen. Das ist ja das Schöne in einer Welt voller Varianten und Möglichkeiten.

### Mercedes GLE 450 AMG 4matic Coupé

Leistung: 367 PS/270 kW  
Hubraum: 2996 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h  
Preis: Fr. 99 900.-, Testwagen: Fr. 142 629.-





«Kein Quantum Kreativität»: Architekt und Designer Thun, 63.

MvH trifft

## Matteo Thun

Von Mark van Huissing — Der Architekt und Designer will Branchenstars wie sich selber abschaffen.

Sie arbeiten als Architekt und Designer, realisieren Ladenbaukonzepte, eine Zeitlang waren Sie Swatch-Kreativdirektor, also Konzernangestellter – weshalb können Sie das alles? – «Ich habe Architektur gelernt und beschäftige mich, wie die Mailänder Tradition das will, auch mit dem kleinen Massstab. Mein jüngstes Baby heisst «Matteo Thun Atelier» [Kollektion handgemachter Möbel, Lampen und Objekte] und geht davon aus, dass jeder Konsument Designer ist und sich sein Objekt gestaltet. Wir geben das Abc vor, und der Konsument – das kann ein Privatmann sein, ein Hotelier, ein Innenarchitekt – macht aus unseren Buchstaben Worte. Und Profis machen aus den Worten dann Sätze. Entscheidend ist, dass sich der Gestalter, in meinem Fall der Architekt, restlos zurücknimmt und der Konsument zur ehrlichen Überzeugung gelangt: «Ich hab das gemacht.» Das heisst: Jeder ist der Designer seiner selbst. Es braucht kein Quantum Kreativität, sondern den Mut, das zu sein, was man ist.»

Matteo Thun, eigentlich Matthäus Antonius Maria Graf von Thun und Hohenstein, ist ein Architekt und Designer aus Bozen (Südtirol). Wahrscheinlich sei jeder schon einmal mit einem Produkt von ihm in Berührung gekommen, stand in der *Süddeutschen Zeitung*: Er entwarf Espressotassen für Illy, Armbanduhren für Swatch, Toiletten, Waschbecken, Vasen oder Bürostühle. Als Architekt hat er etwa das «JW Marriott Resort» auf der privaten Isola delle Rose bei Venedig gestaltet, das «Vigilius Mountain Resort» bei Meran oder das «Waldhotel» des «Bürgenstock Resort» bei Luzern, das kommende Jahr eröffnet werden soll. Thun ist verheiratet und hat zwei erwachsene Kinder; er und seine Frau Susanne leben in Mailand und auf Capri und haben zudem, sagt man, das schönste Haus von Celerina im Engadin. Dieses Gespräch – er spricht deutsch – fand in seinem Büro im Zentrum von Mailand statt, einem Stadthaus, das seinen zirka siebzug Mitarbeiterinnen Platz bietet.

«Sie sind heute, Ihre Worte, «die Hebamme, die dem Verbraucher hilft, sich selbst zu finden». Früher traten Sie als Stardesigner oder -architekt auf ...» – «War ich nie, muss ich negieren. Ich hab immer versucht, mich maximal zurückzunehmen; ab und zu sickert durch, wer der Autor ist. Ich glaube an das Credo meines Lehrmeisters Ettore Sottsass [österreichisch-italienischer Architekt und Designer, der nach dem von ihm miterfundenen «Anti-Design»-Ansatz gestaltete]: die absolute Einfachheit und die Rückführung zu den Ur-Ikonen. Zum Beispiel diese Vasen [von «Matteo Thun Atelier»; Material sowie Ausführung können Kundenwünschen angepasst werden], die Formen kommen aus dem Keramikmuseum von Montelupo Fiorentino und wurden von den de' Medici für Hochzeitsgeschenke verwendet. Ich bin meilenweit weg vom Produzieren neuer Babys, wenn's schon so viele Babys auf der Welt gibt.» – «Meine Meinung: Konsumenten wissen nicht, was sie wollen. Der Designer muss es ihnen zeigen.» – «Wir geben dem Konsumenten etwas vor, zum Beispiel diese Vasen haben wir in dreizehn Formen mit dreizehn verschiedenen Farbkombinationen, und es werden Vorschläge gemacht. Eine der interessantesten Aussagen, die ich nach fünf Tagen [seit die Atelier-Website online ist] bekommen habe, ist, überraschenderweise: «Ihr gebt so lustige Farben vor, die so viel Spass machen, dass ich's genau so übernehm' und keinen Grund für die Konfiguration seh'.»»

«Stört es Sie nicht, wenn Käufer sagen: «Die Vasen sind nicht von Matteo Thun, sondern von den de' Medici?»» – «Nein, im Gegenteil, ich bin froh, dass mein Name endgültig verschwindet zugunsten der Kreativität des Endverbrauchers.» – «Sie stellen alles auf den Kopf, was man über Markenbildung zu wissen meint. Und darüber, dass man eine Prämie verlangen kann, wenn man Markenartikel verkauft.» – «Ich glaube, ich stell' gar nichts auf den Kopf. Sondern es ist mein absolutes Vertrauen in die Demokratisierung unserer nächsten Umgebung und die Fähigkeit, die in jedem Menschen steckt.» – «Falls sich Ihr Ansatz durchsetzt, schaffen Sie sich selber ab – keiner braucht mehr Architekten oder Designer, die Rechnungen stellen ...» – «Man sieht in verschiedenen Branchen Konsumverweigerung, ein sehr interessantes Phänomen. Die Generation der Konsumverweigerer braucht nur das Essenzielle. Das Essenzielle wollen sie aber ganz genau so konfigurieren, wie sie glauben, dass es für sie richtig ist. Weil sie mit der Subtraktion, nicht der Addition, leben. Und ich denke, diese Welt des Überflusses, der zum Überdross geführt hat, führt jetzt in eine wunderschöne neue heile Welt, [ich habe] volles Vertrauen in die Zwanzigjährigen.»

Sein liebstes Restaurant: La Latteria di San Marco, Via San Marco, 24, Mailand, Tel. +39 02 659 7653



1		2		3		4	5	6		7	8	9	10	11
12	13		14			15						16		
17										18				
19						20			21		22			
			23		24				25	26				
27		28				29			30			31		32
33				34	35		36					37	38	
				39						40	41			
42	43		44		45				46		47			
48				49				50						
51											52			
	53								54					

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Unverbesserlich, Schopenhauer und er.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 3 Der intensive Geruch assoziiert eine Ratte. 7 Aus Sicht der Romands ist es ebenso. 12 Homs in Syrien, damals in der Antike. 15 Jene Karin einst mit ihrer Pirouette auf dem Eis. 16 Solche Wesen sind nie wirklich hier gewesen. 17 Sein Evangelium steht an erster Stelle. 18 Eine typische Fortsetzungsgeschichte. 19 Ein Tun als lockere Geste oder Vertrauensbezeugung. 20 Menschliche Dynamik, so es zusammenhält. 22 Er, der Nikolaus aus Schweden. 23 Dieser einst bekannte Boy, Kurt Felix sei Dank. 25 Wie sich körperlicher Schmerz oft äussert. 27 Jenes raumgreifende Programm endete vor 50 Jahren. 30 Model: nicht Schiffer, aber auch Deutsche. 33 Wie es Touristen in unseren Bergbeizen mögen. 34 Wenn es nicht stimmt, stimmt meist gar nichts. 37 Wie viele Male ist nicht gesagt, ist aber nicht wenig. 39 Jordanische Entsprechung des Schweizer Frankens. 40 Nordfriesische Geestkerninsel. 42 Beim ... lassen sich Sachen leichter nüchtern sehen. 45 Das Meer hat seinen Namen von jener italienischen Stadt. 47 Sozusagen ein evolutionärer Urahn von Dracula. 48 Er lässt sorgloses Sein ins Gegenteil kippen. 50 Akten passen bestens zu ihm. 51 Was schon schön ist, macht sie noch schöner. 52 Insel und ›Mutterland‹ der Shetlandponys. 53 Ein Talent, das auch der Geologe kennt. 54 Bretagne: dort in France.

**Senkrecht** — 1 Heucheln: dem Charakter ein sauberes anziehen. 2 Ein Meister: fabelhaft. 3 Die Strassen sind damit schienengebunden. 4 Eine schwer entzifferbare Seite. 5 Einheit: meint nicht Verbundenheit, eher Vergangenheit. 6 Auch Tapas werden meist darauf serviert. 8 Gewusst? Grösste Insel der Schweiz ohne Festlandanschluss. 9 Wie 18 waagrecht, hier aber ohne Ende. 10 Sie zerreißen an ausgedünnten Stellen. 11 Torelli, die von der Zürcher Märchenbühne. 13 Federn werden dadurch wieder wie neu. 14 Ohne Unterbrechung sich fortsetzend. 21 Ein Primat, der sich manchmal Bären anschliesst. 24 Der toro de ... für den Kampf gegen den Torero. 26 Ein bisschen Ursula und Ulrike. 27 Klimt: jener Jugendstilmalers. 28 In der nordischen Mythologie der von Menschen bewohnte Teil der Welt. 29 Ob Mensch oder Tier: allseits bekannt. 31 Dann beginnt ein guter Tag. 32 Computer: ein solcher Befehl beginnt mit eckiger Klammer. 35 Mit ihm über Stock und Stein, keine Spazierfahrt. 36 Der von Lesbos: antiker Sängerstar. 38 Er, geistlich oder weltlich und dann adlig. 41 Für deutsche Schlemmer und Freaks: Liste mit Empfehlungen und Befehlen. 43 Was für Briten der *dice*, war er für Römer. 44 Minerale mit Metallen. 46 Jason, der sagenhafte Held auf legendärem Schiff. 49 Der russische Frieden, der 2001 abstürzte.

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 464

	A	K	N	E		M	E	M	O	S		O		A		
	R	A	A	I		E		R		B	A	E	R	I	N	
	D	O	L	D	E		E	S	S	L	U	S	T		G	
	A	S	P	I	R		A	N	T		A	N	S	A	G	E
	M	A		E	N	I		K		S	T	A	B		I	
	P			E	N	D	E	M	I	E		A	B	B	A	
	F		B		G	O		I	E	R	M		T	R	I	O
	E	L	E	A		R		I	S	N	A		E	E	G	
	R	E	N	N	E	N		S	E	E	L	A	N	D		
	M	I	T	T	E	L	S		T	A	R	N	E	N		
	S	A		T	U	R	K		E		T	R	A	E	N	E
	N	O	N	E			A	L	T	O		E	L			U

**Waagrecht** — 1 AKNE 5 MEMOS 11 RAAHE  
12 BAERIN 14 DOLDE 15 ESSLUST 16 ASPIRANT 17 ANSAGE 18 MAENI (Weber) 19 STAB 20 ENDEMIE 23 ABBA 27 GOLEM 28 TRIO 29 ELEA 32 ISNA (Sina) 34 EEG 35 RENNEN 37 SEELAND 39 MITTELS 40 TARNEN 42 SATURN 43 TRAENE 44 NONE (Intervall, eigentl. Zwischenraum) 45 ALTOEL

**Senkrecht** — 1 AROSA (a rosa = port. f. die Rose) 2 (S-) KALPE 3 NADINE (Daenin) 4 EHERING 6 ERST 7 OBLATE 8 SAUNA 9 ORTA 10 ANGELA (weibl. Entsprechung von lat. angelus f. Engel: Merkel) 13 ESSBAR 14 DAMPFER 15 ENKEL 19 SIMSE 21 DORNEN 22 MEISSEL 24 BIENNE 25 BOEDEN 26 BENITO 28 TALARÉ 30 LEMAN 31 ANTUN 33 NETTO 36 ETRÉ (franz. f. Sein) 38 ARAL 41 NEU

**Lösungswort** — MAENGELISTE

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



# Die neue E-Klasse Limousine. Kann die Zukunft sehen. Und sie verändern.

**Masterpiece of Intelligence.** Erleben Sie dank «Mercedes-Benz Intelligent Drive» vernetztes und zukunftsweisendes Fahren. Mehr Informationen zur neuen E-Klasse Limousine erhalten Sie bei Ihrem Mercedes-Benz Partner oder unter [www.mercedes-benz.ch/eklasse-limousine](http://www.mercedes-benz.ch/eklasse-limousine)

**Mercedes-Benz**  
Das Beste oder nichts.

